OLZ

XLIII / 3/4 MÄRZ/APRIL 1940

Über die Formel der vier edlen Wahrheiten.

Von Friedrich Weller, Leipzig.

Läßt man einmal die Auslegung beiseite, welche sich in der Formel der vier edlen Wahrheiten findet, wie sie Mahāvagga[1] i, 6, 19ff. steht, so bleibt folgendes übrig:

idaṃ (kho pana bhikkhave) dukkhaṃ ariyasaccaṃ, idaṃ (kho pana bhikkhave) dukkhasamudayaṃ ariyasaccaṃ, idaṃ (kho pana bhikkhave) dukkhanirodhaṃ ariyasaccaṃ, idaṃ (kho pana bhikkhave) dukkhanirodhagāminī paṭipadā ariyasaccaṃ. Die eingeklammerten Wörter stehen teils, teils nicht in der Formel, sie sind in jedem Falle gänzlich belanglos.

In beiden siamesischen Ausgaben des Pāli-Tipiṭaka[2] ist diese Fassung gegen alle handschriftliche Überlieferung[3] geändert in: *idaṃ (. . .) dukkhaṃ ariyasaccaṃ, idaṃ (. . .) dukkhasamudayo ariyasaccaṃ, idaṃ (. . .) dukkhanirodho ariyasaccaṃ, idaṃ (. . .) dukkhanirodhagāminī paṭipadā ariyasaccaṃ.* Wie aus Anm. 2 zum Texte ersichtlich wird, geschah dies deshalb, weil die Wendungen: *idaṃ dukkhasamudayaṃ ariyasaccaṃ* und *idaṃ dukkhanirodhaṃ ariyasaccaṃ* nicht mit der Fassung des Schlußgliedes: *idaṃ dukkhanirodhagāminī paṭipadā* übereinstimmen. Ist dies vom Pāli aus gesehen auch gewiß der Fall, so wird man doch die Formel, wie sie in Oldenbergs Ausgabe steht, nicht abändern dürfen, sondern vielmehr beibehalten müssen. Das folgert daraus, daß auch an anderen Stellen des Kanons die Formel ebenso lautet, wie sie die gesamte handschriftliche Überlieferung für unsere Stelle des Mahāvagga bietet. So findet sich Dīghanikāya iii, 277 (= xxxiv, 1, 9): *cattāri ariyasaccāni: dukkhaṃ ariyasaccaṃ, dukkhasamudayaṃ ariyasaccaṃ, dukkhanirodhaṃ ariyasaccaṃ, dukkhanirodhagāminī patipadā ariyasaccaṃ*; Saṃyuttanikāya v, 421ff. (= lvi, 11, 5—12; lvi, 12, 2—5; lvi, 13, 2—6; lvi, 14, 3—6; lvi, 19, 2—5): *idaṃ (kho pana bhikkhave) dukkham ariyasaccaṃ* (oder: *-saccan ti*), *idaṃ (kho pana bhikkhave) dukkhasamudayam ariyasaccaṃ* (oder *-saccan ti*), *idaṃ (kho pana bhikkhave) dukkhanirodham ariyasaccaṃ* (oder *-saccan ti*), *idaṃ (kho pana bhikkhave) dukkhanirodhagāminī paṭipadā ariyasaccam* (oder *-saccan ti*); Aṅguttaranikāya i, 176 (iii, 61, 10—13) *katamañ ca bhikkhave dukkhaṃ ariyasaccaṃ, katamañ ca bhikkhave dukkhasamudayaṃ ariyasaccaṃ, katamañ ca bhikkhave dukkhanirodhaṃ ariyasaccaṃ, katamañ ca bhikkhave dukkhanirodhagāminī paṭipadā ariyasaccaṃ.* Diese Stellen dürften zusammen mit der handschriftlichen Überlieferung unserer Mahāvagga-Stelle ausreichend beweisen, daß die Formen *dukkhasamudayaṃ* und *dukkhanirodhaṃ* in dieser Formel nicht geändert werden dürfen.

Es finden sich nun im Schrifttume des Pāli-Kanons auch noch andere Fassungen der vier edlen Wahrheiten. So steht z. B. Majjhimanikāya i, 48, 29: *katamaṃ pan' āvuso dukkhaṃ, katamo dukkhasamudayo, katamo dukkhanirodho, katamā dukkhanirodhagāminī paṭipadā*; Z. 35: *katamo c' āvuso dukkhasamudayo*; S. 49, Z. 1: *ayaṃ vuccat' āvuso dukkhasamudayo*; Z. 2: *katamo c'āvuso dukkhanirodho*; Z. 3: *ayaṃ vuccat' āvuso dukkhanirodho*; Z. 4: *katamā c'āvuso dukkhanirodhagāminī paṭipadā*; MN i, 62, 21: *bhikkhu idaṃ dukkhan ti yathābhūtaṃ pajānāti, ayaṃ dukkhasamudayo ti yathābhūtaṃ pajānāti, ayaṃ dukkhanirodho ti yathābhūtaṃ pajānāti. ayaṃ dukkhanirodhagāminī paṭipadā ti yathābhūtaṃ pajānāti.* Gleich damit lautet die Formel der vier edlen Wahrheiten an Stellen wie Majjhimanikāya i, 249, 6; 292, 11; 413, 9; 431, 28; Dighanikāya ix, 29; xxii, 17; xxix, 32; Saṃyuttanikāya v, 418 (= lvi, 7, 4); v, 420 (= lvi, 10, 4); v, 430 (= lvi, 20). Aṅguttaranikāya; i, 71, 27; 107, 7; 165, 11, 244, 33; iii, 93, 7; iv, 178, 28; 384/5; 397, 24. Unterschiede — sie betreffen die Worte, in welche die Formel eingebettet ist — können als für die Formel selbst gegenstandslos beiseite bleiben.

Die beiden Arten unterscheiden sich grundsätzlich dadurch voneinander, daß bei der ersten die Formel durch *ariyasaccaṃ* abgeschlossen wird, bei der zweiten dies Wort fehlt.

Ginge es nicht schon ganz eindeutig aus

1) Ausgabe H. Oldenbergs, London 1879.

2) Ausgabe Tschulalongkorns und neue siamesische Ausgabe.

3) Fußn. 2 zur siamesischen Veröffentlichung des Pālivinaya, Ausgabe Tschulalongkorns Bd. 4, S. 19 (Anm. steht auf S. 20), Neuausgabe, Vinaya, Bd. 4, S. 19: *sabbattha dukkhasamudayaṃ ariyasaccaṃ dukkhanirodhaṃ ariyasaccanti dissati. tampana dukkhanirodhagāminī paṭipadā ariyasaccanti pāliyā na sameti. tenāyaṃ amhākaṃ anumatiyā sodhito veditabbo.*

dem Wortlaute der vierten edlen Wahrheit hervor, wie diese in der ersten Art der Formel abgefaßt ist — *idaṃ dukkhanirodhagāminī paṭipadā ariyasaccaṃ* — so erhellte aus der Art, wie die Formel in der zweiten Gruppe abgefaßt ist, daß *dukkhasamudayaṃ* und *dukkhanirodhaṃ* Nominative sind. Zu allem Überfluß läßt sich dies mit der Stelle Mahāvastu iii, 331, 17ff. erhärten. Heißt es doch da: *catvāri khalu punarimāni bhikṣavo āryasatyāni. katamāni catvāri. sayyathīdaṃ duḥkhamāryasatyaṃ duḥkhasamudayo āryasatyaṃ duḥkhanirodho āryasatyaṃ duḥkhanirodhagāminī pratipadāryasatyaṃ.* Für die dritte edle Wahrheit läßt sich dieser Tatbestand außerdem durch die Stelle Visuddhimagga, S. 494, Z. 1—4 erhärten, wo es heißt: *tadanantarāni pana saccānī ti cattāri ariyasaccāni: dukkhaṃ ariyasaccaṃ, dukkhasamudayaṃ ariyasaccaṃ, dukkhanirodho ariyasaccaṃ, dukkhanirodhagāminipaṭipadā ariyasaccaṃ.*

Außer dem syntaktischen Werte der Ausdrücke *dukkhasamudayaṃ* und *dukkhanirodhaṃ* — es sind ohne jede Frage Nominative — läßt sich aber aus dem angeführten Gute auch das grammatische Geschlecht der Wörter *samudaya* und *nirodha* feststellen. *nirodha* ist sicher männlichen Geschlechtes, von den Stellen angefangen, welche für die zweite Art der Formel der vier edlen Wahrheiten angeführt wurden, bis zu der aus dem Visuddhimagga ausgehobenen wird das Wort einhellig als nom. sg. masc. aufgefaßt. Das ist auch in der Auslegung der Fall, welche die dritte edle Wahrheit Mahāvagga i, 6, 21 erfährt: (*idaṃ kho pana bhikkhave dukkhanirodhaṃ ariyasaccaṃ*), *yo tassā yeva taṇhāya asesavirāganirodho cāgo paṭinissaggo...* Etwas schwieriger, wenigstens dem ersten Anscheine nach, läßt sich das grammatische Geschlecht des Wortes *samudaya* angeben, welches ja nach Ausweis des kleinen Petersburger Wörterbuches gelegentlich und ausnahmsweise auch als sächlichen Geschlechtes vorkommt. Man könnte unter Bezug auf die aus dem Visuddhimagga ausgehobene Stelle meinen wollen, *samudaya* wäre hier als Neutrum verwendet. Indessen stehen dieser einen Stelle beträchtlich mehr gegenüber, in welchen dies Wort an eben dieser Stelle der Formel im kanonischen Schrifttume des Pāli-Kanon als Maskulinum aufgefaßt wird — ich brauche nur auf die Stellen zu verweisen, welche für die zweite Art der Formel angeführt sind, sowie auf die Mahāvastu-Stelle. Diese Quelle dürfte deshalb hier unverfänglich sein, weil das masc. *-samudayo* neben dem neutralen *satyaṃ* steht, und gerade der Umstand, daß dieser Text sonst außerordentlich großzügig mit grammatischen Formen und mit dem grammatischen Geschlechte umspringt, hätte, wenn wie hier das fragliche Wort *samudayo* neben einem Neutrum steht, in dieser laxen Sprache ein neutrales *samudayaṃ* gar leicht bewirken können, wenn anders das Wort nicht sehr fest als männlichen Geschlechtes wäre empfunden worden. Es bleibt überdem noch die Frage offen, ob sich die Form *dukkhasamudayaṃ* an dieser Stelle des Visuddhimagga nicht anders erklären läßt. Dies ist aber, wie sich weiterhin zeigen wird, der Fall.

Nach allem ergibt sich, daß auch *samudaya* an dieser Stelle der vier edlen Wahrheiten als ein Maskulinum anzusprechen ist, denn es ist nicht sicher zu erweisen, daß ein Neutrum vorliegt, und die Parallelstellen sprechen eindeutig dafür, dies Wort hier als maskulinen Geschlechtes zu werten.

Damit ergibt sich für unsere Stelle aus dem Mahāvagga und die ihr gleichgebauten, daß wir in dieser Formel in der zweiten und dritten edlen Wahrheit zwei Nominative männlichen Geschlechtes auf *-aṃ* im Pāli vorliegen haben. Da es die sonst aber nicht gibt, erheischen diese Formen eine Erklärung. Diese zu geben ist auf folgendem Wege möglich, und da dieser Weg, soviel ich sehe, der einfachste und zugleich einzig mögliche sein dürfte, möchte ich ihn für den richtigen halten.

Unbeschadet, wie die umgebenden Worte lauteten, in welche jene erste Art der Formel von den vier edlen Wahrheiten eingebettet ist, stellt sich für die Wahrheiten selbst folgende Form heraus:

(*idaṃ*)	*dukkhaṃ*	*ariyasaccaṃ*
,,	*dukkhasamudayaṃ*	,,
,,	*dukkhanirodhaṃ*	,,
,,	*dukkhanirodhagāminī paṭipadā*	,,

In Māgadhī würde dafür etwa stehen:

dukkhe	*aliyaśacce*
dukkhaśamudaye	,,
dukkhanilodhe	,,
dukkhanilodhagāminī paṭipadā	,,

Daß nicht jedes dieser angesetzten Māgadhī-Wörter und nicht jede Form aus der Māgadhī nachweisbar ist, weiß ich auch. Doch ändert dies an dem für uns Wesenhaften und Wichtigsten nichts, das bleibt in jedem Falle bestehen. Dies Wesenhafte besteht aber darin: wie aus dem angesetzten Schema der Formel der vier edlen Wahrheiten in Māgadhī augenfällig wird, lauteten die Nominative des ersten und zweiten Gliedes der ersten drei Wahrheiten auf *-e* aus, haben in der Māgadhī doch

die nom. sg. der maskulinen und neutralen Stämme auf *-a* die Endung *-e*. Die Nominative *dukkhasamudayaṃ* und *dukkhanirodhaṃ* kamen nun in der eben wieder angeführten ersten Art der Formel so zustande, daß, als die Māgadhī-in die Pāli-Fassung umgesetzt wurde, nicht beachtet wurde, daß sich hinter dem *-e* der Māgadhī zwei verschiedene grammatische Geschlechter verbergen, im Schema wurden nach den in der ersten Wahrheit stehenden zwei neutralen Nominativen, die in die Pāli-Sprache richtig auf *-aṃ* umgesetzt wurden, schematisch und in stumpfer Aufmerksamkeit auch die übrigen *-e* in *-aṃ* umgeformt. In der vierten Wahrheit wich, da es sich um ein feminines Nomen handelt, der erste Nominativ von den vorausgehenden formal so ab, daß er nicht in *-aṃ* umgesetzt werden konnte, zumal auch noch ein fem. Eigenschaftswort *-gāminī* dabeistand.

Daß dem so ist, erweisen die Beispiele der zweiten Art, wie die vier Wahrheiten in eine Formel gebracht wurden. Hier fehlt *ariyasaccaṃ*, die Worte *dukkhasamudaya* und *dukkhanirodha* standen also allein, und sofort treten die maskulinen richtigen Nominative *ayaṃ dukkhanirodho* und *ayaṃ dukkhasamudayo* auf, wie ja in der Erklärung der dritten Wahrheit im Mahāvagga dort, wo *nirodha* nicht tabellenartig an *ariyasacca* gebunden ist, sofort *yo ... asesavirāganirodho* steht, trotzdem unmittelbar vorher in eben dem Ausdrucke, der erklärt werden soll, steht: *idaṃ ... dukkhanirodhaṃ ariyasaccam.*

Es stellt sich somit heraus, daß sich hinter den Formen *dukkhasamudayaṃ* und *dukkhanirodhaṃ* in jener Art der Formel der vier edlen Wahrheiten, wie sie an unserer Stelle des Mahāvagga vorliegt, Nominative der Māgadhī auf *-e* verbergen, die gedankenlos und falsch ins Pāli übersetzt wurden unter dem Einflusse der Umgebung, in der sie in der Formel standen.

Jene zwitterhafte Art der Formel aber, welche wir in Buddhaghosas Kommentare Visuddhimagga finden, ist eine Mischform jener beiden anderen Arten, deren eine mit abschließendem *ariyasaccaṃ*, deren andere ohne dies Wort abgefaßt war. *dukkhasamudayaṃ* läßt sich auch hier nicht aus der Grammatik oder Syntax erklären, sondern daß *dukkhasamudayaṃ* neben *dukkhanirodho* steht, hat darin seinen Grund, daß jedes der beiden Wörter aus einer anderen Form einer Formel stammt, die beide gleichberechtigt umliefen.

Es kann heute niemand ausmachen, ob jene Stelle des Mahāvagga, von der wir ausgingen, die älteste ist unter denen, welche uns die Formel der vier edlen Wahrheiten mit *ariyasacca* zusammen vorführen — die Absätze Mahāvagga i, 6, 19ff. stehen ohne ein ersichtliches inneres Gefüge hinter den Absätzen 17/18 und daß der achtgliedrige Pfad so kurz hintereinander zweimal im Texte steht, spricht auch nicht eben stark für einen organischen Aufbau des Ganzen — oder ob diese Ehre des Alters einer anderen zuzusprechen sei. Es bleibt bei solch immerhin starren Formeln auch denkbar, daß sie für sich entstanden und bestanden und als an sich freies Gut in Texte nach Bedarf eingeschlagen wurden. Für und gegen keine Möglichkeit läßt sich heute etwas beweiskräftig anführen, das Tatsächliche zu erkennen.

Nur darf man trotzdem doch sagen, daß alle Stellen, an denen in der Formel der vier edlen Wahrheiten vorkommt: *dukkhasamudayaṃ ariyasaccaṃ* und *dukkhanirodhaṃ ariyasaccaṃ*, letzten Endes aus einer einzigen Quelle geflossen sind. Gewiß, es kommt vor, daß zwei Leute unabhängig voneinander an derselben Stelle einer Rechenaufgabe denselben Fehler machen. Aber das ist eine ungewöhnliche Seltenheit. Daß aber derselbe Fehler an derselben Stelle einer Aufgabe ein dutzendmal unabhängig voneinander auftrete, das widerstreitet aller Erfahrung. In einem solchen Falle haben dann elf von einem anderen abgeschrieben. In dieser Lage befinden wir uns aber bei der Art der Formel der vier edlen Wahrheiten, wie sie an unserer Stelle des Mahāvagga und anderwärts im Kanon vorliegt. Auch hier müssen all die fehlerhaften Stellen, welche die maskulinen Nominative *samudayaṃ* und *nirodhaṃ* enthalten, übernommen sein aus einer einzigen Quelle, in der dieser Fehler zum ersten Male gemacht wurde. Ob er sich dann immer unmittelbar von Quelle zu Quelle über die Schrift weiterschleppte, oder ob man die auswendig gewußte Pāli-Formel aus dem Gedächtnisse mit dem gelernten Fehler weiter niederschrieb, das ändert daran gar nichts. Wie sich aber nun bei einer mündlichen Überlieferung von „Texten" oder Formeln ein solcher Übersetzungsfehler soll einschleichen und einnisten können, so fest einnisten, daß er sich zu beträchtlichen Malen wiederfindet, das weiß ich mir nicht zu erklären. Wohl aber kann sich ein solcher Fehler in schriftlicher Überlieferung leicht erhalten, ja er kann, soviel ich sehe, überhaupt nur aufkommen, wenn ein Schreiber mechanisch eine geschriebene Vorlage in die neue sprachliche Form schriftlich umsetzt. So sehe ich den einzigen Weg, jene beiden Formen *dukkhasamudayaṃ* und *dukkhanirodhaṃ* in dieser Formel

zu erklären, darin, daß sie schriftlich aus ihrer Māgadhī-Fassung ins Pāli übersetzt wurde. Ähnliches ist ja mit den Edikten Aśokas auch geschehen. Die Formeln der vier Wahrheiten, welche die Formen *dukkhasamudayaṃ* und *dukkhanirodhaṃ* enthalten, gingen dann auf ein einziges anfängliches Pāli-Manuskript zurück.

Es ergibt sich mir damit für eine Formel, die sich auch im Vinayapiṭaka findet, das nämliche Ergebnis wie für das Brahmajālasuttanta des Dīghanikāya[1].

Besprechungen.

Allgemeines.

Grützmacher, Prof. Dr. Richard H.: **Vorderasiatische, afrikanische und amerikanische Religionen.** Babylon und Assur, Iran, Ägypten, Mexiko und Peru. Eine religionsgeschichtliche Charakterkunde allgemeinverständlich dargestellt. Leipzig: A. Deichert [1937]. (53 S.) 8° = Religionsgeschichtl. Charakterkunde, H. 3. RM 1.50. Bespr. von A. Bertholet, Berlin.

Das vorliegende Heft, das der Darstellung der babylonisch-assyrischen, iranischen, ägyptischen und mexikanisch-peruanischen Religion gilt, ist wieder aus Vorlesungen an der Lessinghochschule in Berlin hervorgegangen. Ohne Zweifel erfüllt es im ganzen in erfreulicher Weise seinen Zweck, weiteren Kreisen zu dienen. Es wird naturgemäß nicht den Anspruch darauf erheben, wesentlich Neues zu bieten; es ist genug, wenn es bekannte Erkenntnisse sachkundig vermittelt. Freilich besteht die Gefahr, daß der Versuch des Verf., die einzelnen Religionen unter dem Gesichtspunkt einer „religionsgeschichtlichen Charakterkunde" darzustellen, ihn zu dem Bestreben verleitet, sie zu sehr unter einheitliche Generalnenner zu bringen, die der bunten Fülle ihrer wechselvollen Erscheinungen nicht ganz gerecht werden. Gewiß ist schon etwas gewonnen, wenn der Hörer oder Leser mit der ägyptischen Religion den Gedanken „Religion und Tod" oder mit der mexikanisch-peruanischen „Religion und blutiges Opfer" verbinden lernt. Inwieweit Zarathustras Sittlichkeit eine „heroische" zu nennen ist, läßt sich vielleicht schon fragen. Am wenigsten aber will es mir gefallen, wenn G. die babylonisch-assyrische Religion mit der Bezeichnung „Religion und Freundschaft" charakterisiert. Auch daß die babylonische Theologie, einer großen Naturkatastrophe, einer Sintflut, sich bemächtigend, sie „unter religiös-sittliche Gesichtspunkte gestellt" habe, ist ein zweifelhaftes Charakteristikum, zumal wenn man den babylonischen Bericht mit der Darstellung in Gen. 6—8 vergleicht. Über den Grund, warum die Götter eine Sintflut herbeiführen, schweigt er sich aus, und wenn Ea seinen Liebling Utnapischtim aus ihr errettet, so erregt er damit den Unwillen Bels, der wiederum Eas Vorwürfe, daß er „unüberlegt" eine Sintflut gemacht habe, über sich ergehen lassen muß. Vor der Flut selber aber „ducken sich die Götter wie Kettenhunde am Himmel nieder": das sind doch sehr relative „Anfänge einer religiös orientierten Geschichtsphilosophie" (S. 7)!

1) Vgl. Asia Major v, 155f.; ix, 201ff.

The Cambridge Ancient History. Vol. XII: The Imperial Crisis and Recovery A.D. 193—324. Edited by S. A. Cook, F. E. Adcock, M. P. Charlesworth, N. H. Baynes. Cambridge: At the University Press 1939. (XXVII, 849 S., 10 Ktn, 5 Pläne, 2 chronol. Übersichten.) gr. 8°. 35s. — **Volume of Plates V** prepared by C. T. Seltman. Cambridge: At the University Press 1939. (XV, 242 S., 121 Taf.) gr. 8°. 15s. Bespr. von F. Münzer, Münster (Westf.).

Nach sechzehn Jahren hat das große Unternehmen seinen Abschluß erreicht. Es darf in erster Linie den Herausgebern Glückwunsch und Dank dargebracht werden. Denn wenn auch ihre verantwortungsreiche und entsagungsvolle Mühewaltung gegenüber der Fülle dessen, was die zahlreichen Mitarbeiter geleistet haben, bescheiden in den Hintergrund tritt, so haben sie doch dem Ganzen sein Gepräge gegeben, haben die verschieden gearteten Einzelpersönlichkeiten bei der Durchführung des einheitlichen Planes zusammengehalten und ihnen trotzdem die Möglichkeit zur Entfaltung ihrer Vorzüge geboten. Sie haben für den letzten Band N. H. Baynes als besonderen Kenner der Spätantike in ihren Kreis aufgenommen; er hat auch die beiden Schlußkapitel über Diocletian und Constantin in ihrer Stellung zum Christentum verfaßt. Gleich ihm sind die meisten übrigen Bearbeiter erst für diesen Teil neu gewonnen worden; schon ihre Namen zeigen, wie eifrig und erfolgreich die Herausgeber die besten Kräfte ohne Unterschied der Nationalität anzuwerben verstanden haben. Die Hälfte der nicht angelsächsischen, ein Viertel sämtlicher diesmal beteiligten Gelehrten sind Deutsche: Oertel und Rodenwaldt setzen ihre wertvollen früheren Beiträge fort, jener für die Wirtschafts-, dieser für die Kunstgeschichte, und hinzugetreten sind Ensslin für große Teile der politischen und der Verfassungsgeschichte und Lietzmann mit der Kirchengeschichte des Westens.

Der Endpunkt 324 n. Chr. war gegeben, weil er den Anfangspunkt für die Cambridge Medieval History gewesen war, und den Bearbeitern war ihr Standpunkt angewiesen: Inner-

halb der Entwicklung des Altertums, auf dem Boden des römischen Weltreichs. Über Berechtigung und Zweckmäßigkeit dieser bestimmten Abgrenzung der Zeitalter zu streiten, hat wenig Sinn. Bei jeder solchen Periodisierung werden Zusammenhänge zerrissen, sind Grenzüberschreitungen unvermeidlich, verlaufen die Trennungsstriche auf einem Gebiet geschichtlichen Lebens oft anders als auf anderen. Das 3. Jht. n. Chr. ist, wie hier wiederholt betont wird, eine Zeit des Überganges. Die Neubildungen, die ihre Wurzeln in Erdräumen jenseits der römischen Reichsgrenzen haben, und deren Wachstum und Blüte erst nach 324 fällt, kommen hier nicht so zur Darstellung, wie im Rahmen einer Universalgeschichte, die europäischen noch weniger als die orientalischen, — was kein Vorwurf sein soll, weil es in der Stoff- und Arbeitsteilung der Wissenschaft begründet liegt. So wird die germanische Welt nur als Gegenspielerin der römischen gewürdigt. Dagegen gibt für das neupersische Volk und Reich der dänische Iranist Christensen gleichsam eine Neuauflage seiner bisherigen Bearbeitungen mit Heranziehung neuester Funde und Studien, trägt also allen Interessen Rechnung. Von den archäologischen Entdeckungen der jüngsten Zeit in den weiten Räumen Innerasiens geht Louis Halphen aus, um die Verbindung zwischen dem Westen und dem fernen Osten herzustellen. Es sind bisher Streufunde, und dünne, über die größten Festlandsmassen gespannte Fäden lassen sich vorläufig nur streckenweise verfolgen, vielfach erst ahnen; so fällt das Kapitel nach Zeitgrenzen, Stoff und Methode etwas aus der Umgebung heraus. Wesentlich in dem griechischen und römischen Kulturgebiet hat sich in dem hier behandelten Zeitraum die Macht des Christentums immer weiter ausgedehnt und immer höher erhoben und sich mit allen widerstrebenden staatlichen, religiösen, geistigen Gewalten auseinandergesetzt. Diese Probleme werden in verschiedenen Abschnitten von vielen Seiten her und von hervorragenden Theologen, Philologen, Historikern in Angriff genommen; der verstorbene Burkitt, der schon früher bewährte Nock, der Belgier Bidez, die schon erwähnten Lietzmann und Baynes seien wenigstens genannt.

Die politische Geschichte des ganzen Zeitraums gliedert sich von selbst in drei Hauptabschnitte, deren zweiter und dritter im Untertitel des Bandes bezeichnet werden. Die große Krisis des römischen Reiches ist eine der verworrensten und undurchsichtigsten Perioden der alten Geschichte. Kaum irgendwo sonst hat eine gewisse Quellengattung gleich hohe Wichtigkeit, nämlich die Münzen, und es ist erfreulich, daß von der Münzkunde ausgegangene Männer von der Bedeutung A. Alföldis und H. Mattinglys sich in den Dienst der C. A. H. gestellt haben. Wo andere Zeugnisse versagen, bringen sie jedes einzelne Stück des numismatischen Materials zum Sprechen, jede Reihe und jede Gruppe, jede Fundstatistik und jeden Schatzfund. Natürlich sind aber auch andere Mitarbeiter mit diesem besonderen Teil der Hinterlassenschaft jener Jahrzehnte vollauf vertraut. Große Not bereiten hier aller Forschung und Darstellung die sogenannten Scriptores Historiae Augustae. Da sind noch immer viele Fragen, die sehr verschieden beantwortet werden und somit eigentlich ungelöst sind; selbst der einzelne Spezialforscher schwankt bisweilen, z. B. bei der Verwertung der Nachrichten aus der Vita des Severus Alexander. Die kritische Textausgabe ist uns beschert worden; aber die Ausgabe mit erschöpfendem Sachkommentar, mit Vorlegung der ganzen Paralleltradition, mit scharfer Prüfung und Bewertung jedes Sätzchens ist noch in weiter Ferne. In den Augen dieser Kaiserbiographen ist der Sündenbock, der das Reich an den Rand des Grabes brachte, der Kaiser Gallienus; sie haben das Verdammungsurteil über ihn bis zu Mommsen hin bestimmt (s. Abriß des römischen Staatsrechts 349). Neuerdings wird er viel höher eingeschätzt, und so auch in dem vorliegenden Werk; dadurch wird fast schon eine Herabsetzung seiner Nachfolger angebahnt, die im allgemeinen als Wiederhersteller und Neuschöpfer der zerrütteten Ordnungen gelten. Doch vor Einseitigkeit des Urteils bewahrt den Leser die Selbständigkeit der Auffassung, die die taktvollen Herausgeber stets allen Mitarbeitern eingeräumt haben; gar nicht selten verweist eine Anmerkung auf die abweichende Anschauung an einer anderen Stelle desselben Bandes.

Der gleichzeitig erschienene letzte Tafelband erläutert durch seine Abbildungen diesen Textband und den mit 70 n. Chr. beginnenden vorausgegangenen, reicht sogar bis in die Claudisch-Neronische Zeit zurück. Neben dem Herausgeber Seltman hat sich Rodenwaldt darum besonders verdient gemacht; lange Reihen der Bilder sind die fortlaufende Ergänzung der von ihm herrührenden kunstgeschichtlichen Kapitel. Aber so wenig wie beim vierten Tafelband wird beim fünften die Auswahl der Bilder lediglich vom Archäologen getroffen; dazu sind eben doch die Denkmäler eine viel zu bedeutsame Quellengattung für alle Seiten der Geschichte des späten Altertums. Manchmal möchte der Benutzer von

einem im Text kurz erwähnten Monument etwas mehr erfahren, als ihm die paar neben dem Bilde stehenden Zeilen bieten; darin war der vierte Tafelband weniger wortkarg. Manchmal bedauert man, daß Größe oder Deutlichkeit einer Reproduktion nicht alles scharf erkennen lassen, was man gerade gern sehen möchte. Doch es ist undankbar, an Kleinem zu mäkeln, wo Großes mit Freude empfangen wird, und geringe technische Unvollkommenheiten werden niemand abhalten, der vorzüglichen äußeren Ausstattung des Gesamtwerkes hohe Anerkennung zu zollen.

Schneider, Alfons Maria, und Walter **Karnapp:** **Die Stadtmauer von İznik** (Nicaea). Berlin: Zu beziehen durch das Archäologische Institut d. Dt. Reiches 1938. (V, 55 S., 52 Taf.) 4° = Istanbuler Forschungen, hrsg. von d. Abt. Istanbul d. Archäol. Instituts d. Dt. Reichs, Band 9. RM 20 —. Bespr. von D. Krencker, Berlin.

Nachdem die Stadtmauer von Konstantinopel durch H. Lietzmann und Fr. Krischen eine Bearbeitung gefunden hat, lag es nahe, die eindrucksvollen Überreste der in dem benachbarten Nicaea zu erforschen. Es geschah dies in verschiedenen Ansätzen von 1930—1935. Die vorliegende Veröffentlichung enthält die Untersuchung nur der Stadtmauer, die Baudenkmäler innerhalb der Stadt von der römischen bis zur islamischen Zeit sollen gesondert erscheinen. Beteiligt sind an den Vorarbeiten A. Fick († 1931), K. O. Dalmann († 1932) — dem Andenken dieser beiden Frühverstorbenen ist der Band gewidmet — C. Stein, der Geometer Kagerer, der Photograph Timme und Frl. K. Dorn.

Eine zeitgemäße zusammenfassende Arbeit über Stadtbefestigungen steht noch aus, daher ist die gründliche Bearbeitung geeigneter Einzelobjekte wie des Vorliegenden dringend erwünscht. In dem knapp gehaltenen Text finden wir eine geschichtliche Einleitung, die Baubeschreibung der Stadtmauer, der Kurtinen, Türme und Tore, die Fragen nach der Datierung und die an der Stadtmauer befindlichen Inschriften. Ein großes photographisches Panorama gibt ein Bild der heute noch eindrucksvollen Reste der Stadtmauer und ihrer Türme. Ein klar gezeichneter Stadtplan, viele saubere Zeichnungen im Text und auf Tafeln und Photos auf Tafeln sind beigegeben.

Das heutige Bauerndorf Iznik füllt etwa nur ein Drittel der alten Stadt, die ein unregelmäßiges Viereck bildete mit einer größten Ausdehnung von 1600 m. Im Westen liegt vor der Stadt ein heute versumpfter See, sonst liegt sie inmitten fruchtbarer von Bäumen bestandener Felder. Von einer älteren, hellenistischen engeren Stadtumwallung ist nichts mehr zu sehen. An den Enden der sich kreuzenden Nordsüd- und Ostweststraße liegen die 4 Haupttore: im Süden das „Jenişehirtor", im Osten das „Lefketor", im Norden das „Istanbultor", im Westen das „Seetor". Wenige kleine Tore und Ausfallpforten befinden sich noch an den Zwischenstrecken. Das Süd- und Osttor besitzen einen quadratischen, das Nordtor einen ovalen Binnenhof. Rundtürme flankieren die Tore. Im Nord- und Osttor steckt im Kern ein älteres Tor, das nach einer Inschrift auf das Jahr 78/79 n. Chr. zu datieren ist. Ob diesen frühkaiserlichen Bogentoren schon Stadtmauern sich anschlossen, ist zweifelhaft. Im Gegensatz zur bisherigen Meinung, die Stadtmauer sei byzantinisch, erweisen Inschriften und technische Eigentümlichkeiten, daß der große Mauerring schon zur Zeit Hadrians ersteht (Periode I). Er ließ — wie eine Inschrift lehrt — nach einem Erdbeben (123 n. Chr.) die Stadt wieder aufbauen und wird auf einen Besuch hin als zweiter Stadtgründer gefeiert. Für die Tore dieser Zeit werden Marmorquadern in zweiter Verwendung benutzt. Die Mauern waren 3,60—3,85 m dick und bis zum Wehrgang 9 m hoch. Nach dem Goteneinfall (258) wird die Stadtmauer verstärkt (Periode II), und nach einer Inschrift am West- und Südtor diese Arbeit 268/69 vollendet. Zwischen die in der Periode I weitläufig in einem Abstand von 60—70 m im Verband mit der Stadtmauer errichteten Rundtürme werden neue ohne Verband eingeschoben, die Mauern werden erhöht, die oberen Teile erneuert, der ganze Wehrgang, Brustwehr und Zinnen werden mit steinernen Platten (Spolien aus einem Theater) gebildet. Die Türme besitzen z. T. ein Obergeschoß.

Nicaea ist wichtig, weil der Hauptverkehr von Europa nach Kleinasien und Syrien über die Stadt führt. Aus den Ausflickungen der Mauern und den Inschriften ist zu sehen, daß immer wieder, so besonders nach einem 727 erfolgten Angriff der Araber Erneuerungen nötig werden. 1081 ist die Stadt im Besitz seldschukischer Banden. Konia wird Hauptstadt der Seldschuken, Nicaea spielt keine Rolle mehr, bis es wieder byzantinisch wird und unter der Herrschaft der Laskariden (1204—1261) eine Glanzzeit erlebt. In dieser wird im Abstand von 13—16 m von der Stadtmauer durch einen Zwinger von ihr getrennt eine turmbewehrte niedrigere Vormauer (1,60—2 m dick, 4 m hoch) mit Wehrgang und Zinnen angelegt, ähnlich der Doppelmauer in Byzanz. Nach der Seeseite setzt die Vormauer in einer Breite von 180 m aus, sie springt in 2 Armen nach

dem See zu vor, dort wohl einen Platz bildend, doch schweigen sich die Verfasser darüber aus, weil die Ruinen keine Klarheit geben. 1330 besitzen die Türken die Stadt, deren Bedeutung sinkt; die Stadtmauer mit ihren Türmen zerfällt und seit dem 16. Jahrhundert berichten gelegentlich europäische Reisende darüber.

Die Beschreibung der Einzelheiten bietet viel Wissenswertes und Förderndes. Manche stilistische Frage wird angeschnitten, so die des Alters und der Herkunft des Ziegeldurchschusses bei den Mauern. Sicher zu datieren sind aus der Technik heraus die Turm- und Kurtinenreparaturen 1065 in „verdeckter Schichttechnik", bei der abwechselnd eine der Schichten zurücktritt und verputzt wird. Ebenso ist für die Laskaridenzeit das „Kastelwerk" bezeichnend, bei dem immer ein Werkstein von Ziegeln rechteckig umrahmt ist.

Eine Zusammenstellung aller Inschriften der Stadtmauern beschließt das Werk, dessen Verfasser nur Lob verdienen.

Heymann, Egon: **Balkan.** Kriege, Bündnisse, Revolutionen. 150 Jahre Politik und Schicksal. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1938. (XII, 440 S., 51 Abb., 9 Ktn, 5 genealog. Stammtafeln) gr. 8°. RM 7.50; geb. RM 8.50. Bespr. von H. Scheel, Berlin.

Der umfangreiche Band behandelt nach einem einleitenden Kapitel, das einige Grundbegriffe klärt, die orientalische Frage in ihrer historischen Entwicklung von 1829 bis zum Weltkrieg, alsdann die Neuordnung auf dem Balkan, den französisch-italienischen Gegensatz, die deutschen Interessen auf dem Balkan, ferner die Verselbständigung Jugoslaviens, und kommt dann über zwei weitere Kapitel (der abessinische Krieg und seine Auswirkungen im Südosten; der Balkan auf neuen Wegen) zu einer Schlußbetrachtung über den Balkan als Faktor der europäischen Politik.

Der Verf. schildert in sehr klarer und übersichtlicher Art den Gang der Ereignisse. Stammtafeln und Kartenskizzen sowie eine Reihe gut ausgewählter Bilder beleben und veranschaulichen den Inhalt. Ein Anhang enthält für jedes Kapitel Anmerkungen mit Belegstellen des einschlägigen Schrifttums. Ein Namen- und Schlagwortverzeichnis nebst einer Zeittafel beschließen das Buch.

Der Verfasser sagt im Vorwort, sein Buch sei aus der praktischen Arbeit entstanden, und sei weder eine Gelehrtenarbeit, noch eine Bibliotheksarbeit. Diesem bescheidenen Hinweis gegenüber muß aber bemerkt werden, daß gerade dies Buch sich äußerst angenehm von der Unzahl ähnlicher Arbeiten abhebt, denn sie läßt die gründliche wissenschaftliche Schulung des Verf. verbunden mit einer eigenen Fähigkeit der klaren Wiedergabe praktischer Erfahrungen aus vieljähriger Arbeit in den Balkanländern erkennen. Deshalb kann man dies Buch zu den wertvollen Erscheinungen auf dem Büchermarkt rechnen.

Ägyptologie.

Petrie, Prof. Flinders: **The Making of Egypt.** London: The Sheldon Press [1939]. (XV, 188 S., 82 Taf.) 4°. 12 s. 6 d. Bespr. von H. Brunner, München.

Seit 1881 hat Petrie mit nur geringen Unterbrechungen Winter für Winter bis vor einigen Jahren in Ägypten gegraben. Es wäre unmöglich, auch nur die wichtigsten seiner Entdeckungen hier aufzuführen, auch wohl unnötig, da sie weit über den engen Fachkreis hinaus bekannt sind. Petrie ist der Begründer wissenschaftlicher Ausgrabung in Ägypten. Um so bedauerlicher ist es, daß von jeher seine Deutung der Funde in erstaunlichem Gegensatz zu seinen Grabungen den Boden strenger Wissenschaftlichkeit verlassen, daß er hier oft phantastische Vermutungen als gesicherte Ergebnisse vorträgt.

Am Abend seines Lebens versucht der heute 86jährige in dem vorliegenden Buch, ein Bild vom Werden Ägyptens zu geben, wie es sich ihm darstellt — allerdings, und damit haben wir gleich ein Hauptbedenken gegen das Werk, wie es sich ihm lediglich auf Grund seiner eigenen Grabungen darstellt. Deutsche und französische Forschung wird so gut wie nie berücksichtigt, ebensowenig andere als rein archäologische Quellen. Die Tendenz, überall, wo sich nur eine Topfform ändert, gleich eine ausländische Einwanderung anzunehmen, führt Petrie zu folgendem Ergebnis: Die Träger der Badâri-Kultur kamen aus dem Kaukasus; bei Staffeldatum 30 werden sie von einem „rohen Volk" abgelöst; SD 31—34: Libyer; SD 38—44: ein Volk aus der östlichen Wüste; SD 45—60: Nordsyrer oder Leute vom Roten Meer; die Könige der 1. Dyn. stammen aus Elam; die der 3. Dyn. aus Nubien; die 6. Dyn. kommt vielleicht vom Kaspischen Meer, sicher dorther die 7. (!) und 8. Dyn.; die 9. Dynastie ist dakischen Ursprungs, die Herrscher der 10. Dyn. sind Galla-Leute, die Könige der 11. Dynastie kommen aus Tunis. In der 12. Dynastie kreuzt sich Galla-Blut mit ägyptischem. Schließlich fließt in den Adern der Könige der 18. Dyn. überhaupt kein ägyptisches Blut, da ihre Wurzeln auf eine Nubierin zurückgehen, deren Gemahl Libyer war. Und der Kunststil dieser Blütezeit geht auf — asiatische Kriegsgefangene zurück.

Wenn man also diesen geschichtlichen Ergebnissen nur mit allergrößter Vorsicht begegnen kann, so ist doch die knappe und oft treffende Schilderung der materiellen Kultur der einzelnen vorgeschichtlichen Perioden Oberägyptens (Unterägypten kennt P. außer dem Fajjum anscheinend nicht) manchmal wertvoll. Durch reiches Bildmaterial wird der Stoff anschaulich. Allerdings wird der Fachmann doch lieber zu den ja größtenteils ebenfalls von Petrie stammenden Veröffentlichungen greifen, und einem Laien wird man das Buch nicht gerne in die Hand geben.

Was einen Deutschen besonders unangenehm berühren muß, ist die deutlich ausgesprochene, hier aber besonders unangebrachte, gegen Deutschland und seine Rassenpolitik gerichtete Tendenz[1]. Es erübrigt sich, näher darauf einzugehen — mit den Grundlagen stürzt das Gebäude. Nur ein Beispiel: Als Gegenstück zu altägyptischen Vorgängen kann man tatsächlich lesen: "enslaving of men and taking of women: Belgium 1914" (S. 9). Burenland, Irland, Palästina und viele andere Länder, die sich zu dem Vergleich wesentlich besser geeignet hätten, hat Petrie vergessen, aber ich glaube nicht, daß er sie in einem derartigen Zusammenhang je in einem deutschen wissenschaftlichen Werk genannt finden wird.

Blackman, A. M., Otto, E., Vandier, J., und A. de Buck: Studia Aegyptiaca I. Rom: Pontificium Institutum Biblicum 1938. (VI, 57 S.) 4° = Analecta Orientalia 17. Bespr. von H. Bonnet, Bonn.

Die Schriftleitung der Analecta Orientalia hat sich entschlossen, ihr Programm zu erweitern und alle ein bis zwei Jahre ein Heft mit Aufsätzen zur Ägyptologie herauszugeben. Das vorliegende bildet einen verheißungsvollen Auftakt.

Sonderlich wertvoll will mir der Beitrag von Otto scheinen, der den Titel „Die Lehre von den beiden Ländern Ägyptens in der ägyptischen Religionsgeschichte" trägt. Er zeichnet sich durch seine Gedanken wie durch den gründlichen quellenmäßigen Unterbau aus. Ein gedrängtes Referat kann ihm darum nicht gerecht werden. Kurz gesagt, ist des Verf.s Anliegen zu zeigen, wie sich aus der Erinnerung an den Zusammenschluß des ober- und unterägyptischen Reiches der Gedanke der Dualität, d. h. der sich in einer Zweiheit darstellenden Ganzheit, zu einem ordnenden und gestaltenden Prinzip der religiösen Vorstellungen erhebt.

Blackman weist kurz auf zwei Stellen der Texte von Dendera hin, in denen Osiris ähnlich wie schon in der Geschichte vom Streit des Horus und Seth als Schöpfer des Korns angesprochen wird, und bespricht weiter das im Grabe des Hemaka gefundene Siegel des Usaphais mit den Opfertanzbildern, ohne freilich wesentlich Neues beibringen zu können.

Vandier versucht sich an der schwierigen Frage nach der Folge der Mentuhotep-Könige der 11. Dynastie. An die kürzlich noch von Scharff befürwortete Identität des 3. und des 4. Mentuhotep wird man nun schwerlich noch glauben können. Im übrigen wagt auch V. nicht, bündige Schlüsse zu ziehen; aber gerade diese Zurückhaltung, die alles Für und Wider gewissenhaft abwägt, macht seine Ausführungen wertvoll.

De Buck legt die Bauinschrift der Berliner Lederrolle in einer verbesserten Umschrift und in einer Übersetzung vor, die das Verständnis des Textes entscheidend fördert, ohne vorerst alle Schwierigkeiten zu lösen.

So bietet das schmale Heft der Belehrung und Anregung genug. Vivant sequentes!

Müller, Hugo: Die formale Entwicklung der Titulatur der ägyptischen Könige. Glückstadt, Hamburg, New York: J. J. Augustin 1938. (74 S.) 4° = Ägyptol. Forschungen, hrsg. von A. Scharff, Heft 7. RM 9 —. Bespr. von H. Bonnet, Bonn.

1913 erschien eine tüchtige, noch heute beachtliche Dissertation von Thierry: De religieuze Beteekenis van het Aegyptische Koningschap. I. De Titulatuur. Der Verf. der vorliegenden Arbeit zitiert sie nicht, er macht von ihr auch keinen Gebrauch. Sie ist ihm also offenbar unbekannt. Er wird das selbst genugsam bedauern. Im übrigen wirkt sich das Übersehen nicht so aus, wie man bei der Überschneidung der Themen zunächst meinen möchte. Sie sind eben doch sehr verschieden gefaßt, und so kann man eher sagen, daß sich die beiden Arbeiten ergänzen.

Für M. steht die formale Entwicklung, die die fünf Bestandteile der ägyptischen Königstitulatur durchlaufen haben, im Mittelpunkt. Er trägt darum zusammen, was wir an Königstiteln aus den ersten Dynastien besitzen. Die Sammlung ist dankenswert und schon in ihrer Übersichtlichkeit wie durch die Anschaulichkeit, die ihr zahlreiche Faksimile geben, lehrreich. Sie wächst sich auch keineswegs zu einer Materialhäufung aus. Denn M. geht ausführlich auf die Kontroverse ein, die sich an manche dieser alten Titel und Namen geheftet hat; teils geschieht es nur mehr referierend teils auch mit selbständigen Urteilen und Beobachtungen, die durchweg mit großer Besonnenheit vorgetragen werden. Ich glaube nicht, daß M.

1) Zusatz bei der Korrektur: Die Besprechung wurde vor Kriegsbeginn geschrieben; ich habe sie nicht geändert.

Wesentliches übersehen hat. Nicht recht ersichtlich ist mir nur, warum er die ihm natürlich wohlbekannten Siegelabdrücke bei Petrie, Royal Tombs I. pl. 19, 82—85 beiseiteläßt. Bei all ihrer Problematik dürfte doch eine Stoffsammlung nicht ohne Auseinandersetzung an ihnen vorübergehen, nachdem sie durch eine Autorität wie Sethe in die Debatte über die Frühgeschichte des Goldhorus-Titels hineingezogen worden sind. Auch über das Aufkommen und den Gebrauch des Namensringes wäre wohl Einiges zu sagen gewesen.

Mit der bloßen Stoffsammlung begnügt sich der Verf. nicht. Es lockt ihn, begreiflich genug, seine Arbeit einer tieferen geschichtlichen Erkenntnis nutzbar zu machen, und so wirft er die Frage nach den religiösen und politischen Vorgängen auf, die sich in dem Wandel der Formen andeuten. Er greift dazu auf die Pyramidentexte zurück und sucht aus ihnen die „Idee" der einzelnen Titel herauszuarbeiten, d. h. festzustellen, wie sich die in ihnen gesetzten Eigenschaften und Beziehungen des Königs darstellen. Damit führt seine Fragestellung an die Thierrys heran; aber sie berührt sie nur eben. Denn für M. stehen die Rückschlüsse auf die politischen Faktoren im Vordergrund. Er gibt damit deutlich Anregungen nach, die ihm Sethes „Urgeschichte" gegeben hat. Auch im einzelnen verleugnet sich dieser Einfluß Sethes nicht. Unter ihm steht ebenso die Interpretation der Texte wie die gesamte Auffassung über den Ablauf der Vorzeit. Niemand wird das tadeln; nur ist damit freilich zugleich gesagt, daß neue Einsichten kaum erhoben werden. Gelegentlich hat der Anschluß an die Auffassungen Sethes wohl auch den Blick des Verf. verengt. Das ist ohne Frage der Fall, wenn er das Verhältnis Horus—Seth ganz aus geschichtlichen Vorgängen deutet und dabei völlig über die Rivalität der Kulte hinwegsieht.

Doch das sind Ausstellungen, die den Wert und die Verdienstlichkeit der Arbeit nicht mindern. Sie wird sich jedem, der ihrer bedarf, nutzbringend erweisen.

Heuser, Dr. Gustav †: **Die Kopten.** Gedruckt mit Unterst. d. Heidelberger Akad. d. Wissensch. Heidelberg: Selbstverlag von F. Bilabel 1938. (48 S.) 4^0 = Prosopographie von Ägypten. IV. Quellen u. Stud. z. Geschichte u. Kultur d. Altertums u. d. Mittelalters, Reihe C: Hilfsbücher, Bd. 2. RM 19.75. Bespr. von W. Till, Wien.

Lange schon warten alle, die sich für die Eigennamen der Kopten interessieren oder doch gelegentlich Belehrung über derartige Namen suchen, auf das Erscheinen des zweiten Bandes zu G. Heusers Werk „Die Personennamen der Kopten", dessen erster Band vor 10 Jahren erschienen ist[1]. Als der zweite Band schließlich fertig war, wurde der Verfasser von einem unerbittlichen Schicksal abberufen. Das Werk ist aber getan und wird nun, allerdings in einer anderen Reihe und daher auch mit einem anderen Titel, veröffentlicht.

Die Herausgeber haben die Bearbeitung und Veröffentlichung einer umfassenden, in fünf Teile gegliederten Prosopographie von Ägypten geplant und zunächst mit der Veröffentlichung von Heusers koptischem Namenbuch als IV. Teil begonnen. Die Anlage des Werkes gestattete glücklicherweise die Verwendung für den neuen Rahmen, so daß das Buch nun einen doppelten Zweck erfüllt: als alphabetisches Namenbuch und als Prosopographie, und sein Erscheinen daher um so mehr zu begrüßen ist.

Jeder Name wird an der Stelle behandelt, wo seine gewöhnliche Form alphabetisch eingereiht ist. Auch die Nebenformen sind dort zu finden; diese stehen außerdem an ihrer alphabetischen Stelle, von wo auf die Hauptform verwiesen wird. Bei jedem Namen ist das Dialektgebiet, in dem er belegt ist, die Sprache, der er entnommen ist, und das Geschlecht des Namensträgers angegeben. Man vermißt hier allerdings einen Hinweis darauf, wo der Name im ersten Band, dem ja kein alphabetisches Verzeichnis beigegeben ist, behandelt wurde. Dann folgt eine Aufzählung aller belegbaren Namensträger. Diese sind fortlaufend numeriert, so daß leicht zitiert und ergänzt werden kann. Bei jedem ist alles Wissenswerte so weit als möglich angeführt: Verwandtschaft, Stellung, Wohnort, Herkunft, die Belegstellen und die Zeit. Das aufgenommene Material ist in zweispaltigem Satz sehr übersichtlich angeordnet.

Die Belegstellen sind, wie das bei jedem Wörterverzeichnis größeren Umfanges notwendig ist, stark gekürzt angegeben. Die Abkürzungen sind aber im großen und ganzen nicht glücklich gewählt. Abgesehen von einigen recht uneinprägsamen Abkürzungen wie das nichtssagende Cr Ma für Crums Katalog der koptischen Stücke des Britischen Museums oder gar Cr M für desselben Verfassers Katalog der Kairener Stücke, wäre es doch das Nächstliegende und Einfachste gewesen, dieselben Abkürzungen wie Crum im Dictionary zu verwenden. Diese sind oder werden den Koptizisten geläufig und für die übrigen Benützer sind sie so gut wie andere. Leider bedeuten die Abkürzungen hier manchmal sogar etwas anderes als im Dictionary, z. B. Rec.

Im Abkürzungsschlüssel wünschte man bei vielen Veröffentlichungen genauere Angaben. So wird man z. B. einige Veröffentlichungen von Lemm nach den dort gemachten Angaben allein kaum auffinden.

---

1) Studien zur Epigraphik und Papyruskunde I 2. Leipzig 1929.

Die Angabe der betreffenden Akademieschrift und Bandzahl wäre sehr dienlich gewesen. Es sind auch nicht alle im Werke verwendeten Abkürzungen aufgenommen, wie z. B. Wess, H T L, M I, Rev. Blemm, B Misc. Der Verf. hat also doch mehr Literatur durchgearbeitet, als nach dem Abkürzungsverzeichnis zu befürchten wäre. Aus diesem Grunde läßt sich schwer feststellen, ob etwas bzw. was beiseitegelassen wurde. Das Wichtigste für eine Prosopographie sind jedenfalls die nichtliterarischen Texte, besonders die Urkunden; und diese scheinen ja alle verarbeitet worden zu sein.

Ein weiterer Mangel, auf den auch der Herausgeber hinweist, ist der, daß Heuser sich bei der Anordnung nach dem Grundsatz gehalten hat, wie die Wörter im koptischen Wörterbuch angeordnet sind, nämlich zunächst nach den Konsonanten, innerhalb dieser Ordnung nach den Vokalen. Diese bei den Wörtern der Sprache durch die veränderlichen Vokale begründete Anordnungsart hat bei einem Namenverzeichnis, wo es sich durchwegs um unveränderliche Wörter handelt, gar keinen Sinn und erschwert nur das Aufsuchen, besonders für jemanden, der von Hause aus mit dieser Art der Anordnung nicht vertraut ist.

Diese kleinen Mängel hätten sich gewiß alle noch vor dem Druck leicht verbessern lassen, wenn es dem Autor gegönnt gewesen wäre, den Druck zu erleben. So muß man sie in Kauf nehmen. Sie wiegen jedoch nicht so schwer im Vergleich zu der großen Nützlichkeit des Werkes, das dazu bestimmt ist, in zweifacher Hinsicht seine guten Dienste zu tun. Es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Forschung, besonders für die Urkunden, und es wäre sehr zu begrüßen, wenn auch ein gleichartiges Werk für die koptischen Ortsnamen geschaffen würde.

Keilschriftforschung.

Loud, Gordon, **Frankfort,** Henri, and Thorkild **Jacobsen: Khorsabad.** I: Excavations in the Palace and at a City Gate. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press 1936. (XV, 139 S., 129 Abb., 3 Taf.) 4° = The University of Chicago Oriental Institute Publications, Vol. XXXVIII. $ 10 —.

Loud, Gordon, and Charles B. **Altmann: Khorsabad.** Part II: The Citadel and the Town. Chicago/Ill.: The Univ. of Chicago Press [1938]. (XXI, 72 S., 91 Taf.) 2° = The Univ. of Chicago Orient. Inst. Publ. Vol. XL. Bespr. von E. Heinrich, Berlin.

Das Oriental-Institut in Chicago hat sich in den Jahren 1919—1934 der dankbaren Aufgabe unterzogen, die seit 65 Jahren unterbrochenen Untersuchungen in Khorsabad = Dūr Šarrukīn (einige Kilometer östlich von Niniveh) fortzusetzen. Nach einer kurzen Voruntersuchung durch E. Chiera, dessen Ergebnisse im ersten Band mitbenutzt sind, begann H. Frankfort die Grabung. Seit 1932 hatte G. Loud die Leitung. Die Verteilung des Stoffes auf die beiden Bände der Publikation geben die Titel an.

Nicht allzu umfangreiche Grabungen auf der Palastterrasse, am Palast Sargons selbst und im Tempelgebiet haben gezeigt, daß der alte Plan des französischen Ausgräbers[1] erstaunlich zuverlässig ist, besonders wenn man in Betracht zieht, unter welch erschwerenden Umständen und mit wie geringer Erfahrung damals gegraben wurde. Immerhin hat die amerikanische Grabung nicht nur sehr wichtige Einzelheiten neu festgestellt, besonders in bezug auf die Zugänge zur Palastterrasse, sondern auch die Form des Ganzen durch genaue Messungen berichtigt, während Place den Grundriß durch Annahme rechter Winkel in allen Räumen schematisiert hatte. Der von Place als „Harem" gedeutete Palastteil ist, wie längst vermutet, nun durch Inschriften als eine Gruppe von Tempeln gesichert. Über die alten Ergebnisse weit hinaus führt die Entdeckung eines „Zitadell"-Bezirks, der für sich ummauert ist und im Südosten an die Palastterrasse anschließt. Das bedeutendste Gebäude darin ist ein Nabûtempel; er liegt auf einer besonderen Terrasse, die mit der Palastterrasse durch eine breite Brücke verbunden ist. Daneben finden sich palastartige Wohnhäuser, von Loud 'Residences' genannt und mit den Buchstaben H, I, K und L bezeichnet. Haus L ist das Wohnhaus des schon aus Briefen sargonischer Zeit bekannten Sînaḫuṣur, der sich in einer Bauinschrift als leiblicher Bruder und Großvezier des Königs Sargon, des Gründers der Burg und der ganzen Stadt Dūr-Šarrukīn, vorstellt (die Inschrift ist in Band II Kap. 8 in Kopie, Umschrift und Übersetzung von Th. Jacobsen nebst anderen Schrifturkunden mitgeteilt; die Inschriften aus dem Palast und den Palasttempeln legt Jacobsen in Band I Kap. 5 vor). Ein weiteres Haus, Z, liegt außerhalb der Zitadelle. Der große Gebäudekomplex nahe der Südecke der Stadt, in dem Place einen Bazar vermutete, ist in Wirklichkeit der Palast des Kronprinzen; er liegt auf einer Terrasse, ist in der Form dem Königspalast sehr ähnlich und legt sich, wie dieser, mit einem Drittel seiner Ausdehnung vor die Front der Stadtmauer. Von den Stadttoren ist das siebente nach der Zählung von Place ganz ausgegraben[2]. H. Frankfort berichtet darüber in Band I, Kap. 1. Die Ruine steht hier noch so hoch an, daß die Linie des Torbogens rekonstruierbar ist. Einzelheiten ließen sich im Verfallschutt so gut beobachten, daß z. B. die Balkenabstände der Dachbalkenlage festzustellen waren.

1) V. Place, Niniveh et l'Assyrie, Paris 1867, III Taf. 3.

2) Place, a. a. O. Taf. 2; die beiden zitierten Pläne sind in Band I Titelblatt und Band II Tafel 69 und 76 wiederholt.

Die Ausgrabungen im Thronsaal des Hauptpalastes erbrachten vor allem ein für das Wesen des ganzen Bauwerkes sehr wichtiges Ergebnis: Der Raum hat die sogenannte „Herdhaus"-Form, d. h. seine Richtung ist senkrecht zu der Achse der drei Eingänge, die in einer Langseite liegen. Das beweist deutlich seine Einrichtung: Der Unterbau für den Thron an einer Schmalseite und die beiden parallelen Steinbahnen davor im Fußboden, die Loud nicht sicher zu erklären weiß. Sie finden sich in sehr vielen Anlagen verwandter Art und sind, nach einem Fund aus dem „Tempelpalast" im Tell Halaf zu urteilen, Schienen für ein fahrbares Kohlenbecken[1]. Durch die gleiche Stellung des Thrones ist uns der Raumcharakter assyrischer Paläste schon in dem um einige Jahrhunderte älteren Palast von Til Barsip[2] gesichert. Hier aber finden wir die Bestätigung dafür in dem monumentalsten assyrischen Wohngebäude überhaupt und in einem Raumgebilde, daß mit seinem mächtigen Tor in der Mittelachse der Langseite und mit einer dem Tor gegenüber angebrachten flachen Wandnische bisher viel eher der Familie der (babylonischen) „Breiträume" anzugehören schien. Ganz gleichartig ist der Hauptraum auch in den verschiedenen 'residences' und im Kronprinzenpalast ausgestaltet, und zwar vereinigt er sich stets mit einer alkovenartigen Erweiterung der einen Schmalseite und einem Treppenhaus dahinter zu einer sehr bezeichnenden Raumgruppe. Sicher haben die Ausgräber recht, wenn sie danach die Räume 24 und 22—23 in den Plan des Hauptpalastes von Place, auch ohne an Ort und Stelle nachgeforscht zu haben, berichtigen. Die so gefundene Raumform gibt auch den Schlüssel zum Verständnis der merkwürdigen Gesamtgestaltung der Paläste. Sie ist mit ihrer freien Gruppierung der Einzelteile und dem unregelmäßigen Umriß, der damit entsteht, Loud so unverständlich, daß er glaubt, den assyrischen Baumeistern die Fähigkeit zu einer vernünftigen Gesamtplanung absprechen zu müssen, und sie damit entschuldigt, daß sie im allgemeinen doch nur alte Gebäude zu ergänzen und zu erweitern gehabt hätten. Nun ist der „Herdraum" dem seit uralter Zeit im ganzen „subaräischen" Gebiet beheimateten Wohnhaus eigentümlich, das ein Einzelhaus war. Als solches hat es sich in Syrien bis in späte Zeit, auch wenn es sich um monumentale Bauten handelt, in der Form des sogenannten Hilanityps erhalten. Solcher Einzelhäuser hat der assyrische Baumeister, wenn er weitgehenden Raumansprüchen genügen mußte, mehrere um einen Hof zusammengerückt. Die Einzelhäuser sind dabei immer das primär, die Höfe das sekundär Entstandene. Das ist z. B. ganz deutlich am oberen Palast[1] in Sendschirli, der unter assyrischer Herrschaft entstanden ist, und ebenso in Til-Barsip[2] und im Palast in Arslan-Tash[3]. Ein Blick auf den Plan von Place wird bestätigen, daß dieselbe Grundrißform auch in Sargons Hauptpalast vorliegt, und zwar sowohl im Wohnteil wie in der Tempelgruppe. Da allerdings sind die Hauptzellen, wie auch die im Nabûtempel, Langräume, die aber ebenfalls ursprünglich Einzelbauten angehörten. Die Herdraumform ist nur bei untergeordneten Kulträumen angewandt (192 im Hof XXVII der Palasttempel; Raum 14 im Nabûtempel). Hat man erst das Prinzip erkannt, so findet man es auch in den Wohnhäusern wieder. Besonders in M heben sich die drei um den Hof 67 gruppierten Einzelhäuser deutlich voneinander ab. Daß dabei oft ein unregelmäßiger Umriß entsteht, würden wir, wenn wir nur ein solches Gebilde räumlich vor uns stehen sehen könnten, ebensowenig als störend empfinden wie bei unseren mittelalterlichen „malerisch" gruppierten Bauwerken. Nur bei den Nebenhöfen und ihrer Umgebung könnte der Einfluß aus Babylonien mitspielen, wo man, mindestens seit dem 3. Jahrtausend, Monumentalgebäude nach einem ganz anderen Prinzip entwarf: Dort ist die stets regelmäßig geformte Umwehrung und der davon eingeschlossene Raum das Primäre, und der Hof oder die Höfe sind zwischen den Einzelteilen des Gebäudes ausgespart. Man vergleiche mit den genannten assyrischen Palästen, um den grundlegenden Unterschied zu erkennen, etwa die Südburg Nebukadnezars in Babylon[4] oder, als ältere Beispiele, den Palast in Ur[5] und den von Tell Brak[6], der zwar in Nordmesopotamien liegt, aber von einem akkadischen König erbaut ist.

Wie in der Form, so erweisen sich auch in der Ausstattung die Paläste von Dûr Šarrukîn als bodenständig. Form und Charakter der Reliefdarstellungen auf den großen Orthostatenplatten aus Alabaster, die als Sockel an

1) Max Freiherr von Oppenheim, Der Tell Halaf, Leipzig 1931, S. 75.

2) F. Thureau-Dangin und M. Dunand, Til-Barsip, Paris 1936, Album Plan B (Raum XXII).

1) Mitteilungen aus den Orientalischen Sammlungen XII, Ausgrabungen in Sendschirli II, Tafel 22.

2) Thureau-Dangin a. a. O.

3) F. Thureau-Dangin und andere, Arslan-Tash, Paris 1931, beigehefteter Plan.

4) R. Koldewey und Fr. Wetzel, Die Königsburgen von Babylon I, WVDOG 54, Tafel 2.

5) L. Woolley in The Antiquaries Journal VI, Nr. 4 (1936), Tafel 57.

6) M. E. L. Mallowan in The Illustrated London News, 15. Oktober 1938, S. 697, Abb. 2.

den Wänden der vornehmsten Räume angebracht waren, sind schon aus der Publikation von Place genügend bekannt. Neue Orthostaten, mit leider nur im unteren Teil erhaltenen Figuren von Würdenträgern, gewann die amerikanische Grabung aus Raum 12 des Palastes, der als Baderaum erklärt wird, und aus dem Korridor 10, wo Gefangene, Tributträger, Pferde und Pferdehalter dargestellt waren und zum Teil gut erhalten sind. Ferner wurden die großen Platten von der Thronsaalfront geborgen. Bei den Abbildungen beachte man, daß einige der Platten, besonders die beiden Pferdehalter in Fig. 31 und 32 des ersten Bandes stark ergänzt sind, und zwar in Bagdad und Chicago von verschiedener Hand und nach verschiedenen Vorbildern. Einer der großen Torstiere vom Hauptportal des Thronsaales konnte zusammengesetzt werden. Vollständig erhalten fanden sich zwei gewaltige Torstiere an einem der beiden Tore zur Zitadelle und die hinter ihnen angebrachten Genien. In den Wohnhäusern waren die Orthostaten nicht skulpiert. Dagegen lagen dort einige besonders schön geschmückte Schwellenplatten[1]. Ebenfalls schon bekannt sind die Ziegelgemälde von den Sockeln der Palasttempel. Sie fanden sich in gleicher Form nun auch im Nabûtempel und selbst, in Spuren, in einem der Wohnhäuser. Die ältesten bekannten Ziegelgemälde, wie Loud glaubt, sind es allerdings nicht; diejenigen aus Assur[2] sind um einige Jahrhunderte älter. Wir wissen aus Tar-Tukulti-Ninurta[3] und besonders aus Til-Barsip[4], daß die Wände über den Orthostaten mit Gemälden geschmückt waren. Noch nie aber ist es bisher gelungen, die gemalte Dekoration einer ganzen Wand in Form und Farbe zurückzugewinnen, wie im Raume 12 des Hauses K in der Zitadelle. Die Freilegung des Gemäldes, das als haardünne Schicht zwischen der umgestürzten Wand und dem Fußboden lag, ist ein Meisterstück der Grabungstechnik. B. Altmann berichtet darüber in Kapitel V des zweiten Bandes. Über breiten Bändern von Palmetten, Genien uud Stieren in blau, weiß und rot, die den ganzen Raum umziehen, erhebt sich eine gemalte Nische mit den Figuren des Königs und eines Begleiters vor einem Gott. Die Maße sind ungewöhnlich groß. Die Raumhöhe ergibt sich aus dem Gemälde mit mindestens 14 m!

Eingehende Beobachtungen aller baulicher Einzelheiten, denen Loud im zweiten Band ein ausgedehntes Kapitel widmet, ermöglichen ihm, die gefundenen Wohngebäude und Tempel in glaubhafter Weise zu rekonstruieren. Für die Fenstergeschosse, die er zur Beleuchtung der dunklen Zellen annimmt, gibt es auch einen literarischen Beleg[1]. Die großen Holzpfähle, die sich neben den Eingängen aller Tempel gefunden haben, möchte ich für die Symbolträger halten, die auf sehr vielen Tempeldarstellungen nachzuweisen sind, und zwar meist in der Form des Bügelschaftes. Im Prinzip ist die Rekonstruktion Louds auf Tafel 44, wo er die Stangen mit ornamentierten Scheiben bekrönt, sicher richtig. Es gibt sogar für diese Form einen Beleg auf einem Relief[2], das ihm wohl als Vorbild gedient hat. Nur würde ich erwarten, daß vor jedem Tempel ein anderes Symbol erscheint, den Göttern entsprechend, die darin verehrt wurden. Zwei Steinösen, die sich regelmäßig links und rechts der Tore im Boden eingelassen finden, erklärt Loud so, daß daran die Zugseile eines vor dem Tor befindlichen Vorhanges befestigt worden seien. Wo sich derartiges in den Wohnhäusern findet, mag diese Erklärung zutreffen. Was jedoch die Tempel betrifft, so macht mich A. Falkenstein darauf aufmerksam, daß in Babylonien Vorhänge nur zwischen Zella und Vorzella nachzuweisen sind, und daß man anderseits Opfertiere schon am Tage vor dem Opfer bei den Türen im Haupthof des Tempels festgebunden hat[3]. — Die Stabdekoration der Tempelwände würde ich nach dem Vorbild von Warka, wo ganz die gleiche Architektur an den späten Tempeln höher hinauf erhalten ist[4], mehrstöckig ergänzen.

Unter den Kleinfunden ragen die getriebenen Bronzebeschläge der Symbolträger und Elfenbeinarbeiten hervor.

Im ganzen gewinnt man aus der richtig geführten Grabung, der sorgfältigen Auswertung und der überaus klaren Darstellung ein Bild des alten Dūr Šarrukīn, das überzeugt. Die Ruine darf als genügend erforscht gelten. Schade ist nur, daß man nicht versucht hat, am Zikurrathügel die ungewöhnliche Darstellung dieses Gebäudes von Place, die an keinem anderen Gra-

1) Nach freundlicher Mitteilung von Professor J. Jordan hat das Iraqmuseum inzwischen weitere Orthostaten aus den Räumen 11 und 6 geborgen. Es handelt sich um Darstellungen von Würdenträgern und Gefangenen und um zwei Genien, die an den Leibungen der Tür zwischen den beiden genannten Räumen standen.

2) W. Andrae, Farbige Keramik aus Assur, Berlin 1923, S. 12, Tafel 6. Sie stammen von Tiglatpilesar I. (1116—1090 v. Chr.).

3) W. Andrae, Farbige Keramik, Tafel 1—4.

4) Thureau-Dangin a. a. O. Tafel 43—53.

1) W. Schwenzner, Das Nationalheiligtum des assyrischen Reiches, AOF VII 245.

2) V. Place, a. a. O. III, Tafel 41.

3) F. Thureau-Dangin, Rit. Acc. AO 6465, 10 (nach der wahrscheinlichen Ergänzung der Stelle).

4) J. Jordan, Uruk-Warka, WVDOG LI, Tafel 23ff.

bungsort eine Bestätigung gefunden hat, nachzuprüfen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Alt, Prof. D. Albrecht: **Palästinajahrbuch** des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem, im Auftr. d. Verwaltungsrates hrsg. 34. Jhrg. (1938). Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1938. (104 S., 6 Abb.) 8°. RM 4 —; geb. RM 5.25. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster (Westf.).

Außer dem Bericht über die Tätigkeit des Instituts im Jahre 1937, über die bedauerlicher-, aber auch begreiflicherweise nicht viel zu sagen ist (es haben wenigstens zwei Professoren für 1937 zu kürzerer Forschungstätigkeit entsandt werden können, die bei ihren Unternehmungen durch die Unruhen im Lande nicht ernstlich gestört worden sind und auch mehrere öffentliche Institutsvorträge in Jerusalem halten konnten), enthält der vorliegende Band Aufsätze von Noth, Elliger, Galling und Alt. Von den beiden Beiträgen Martin Noths beschäftigt sich der zweite mit einer topographischen Einzelfrage, der Ortslage von Ramath-Mizpe und Betonim (Jos. 13, 26), während der erste „Grundsätzliches zur geschichtlichen Deutung archäologischer Befunde auf dem Boden Palästinas" in bedeutsamen Ausführungen zur Sprache bringt. Neben der Frage, so betont Noth gleich zu Anfang, welche archäologischen Befunde geeignet sind, auf dieses oder jenes Stück der uns literarisch überlieferten Geschichte bezogen zu werden, muß ebenso sachgemäß und notwendig die andere gestellt werden: welche im AT. literarisch überlieferten geschichtlichen Nachrichten sind überhaupt geeignet, zur Deutung archäologischer Funde herangezogen zu werden, und welche sind es ihrer Natur nach nicht? Da diese Frage nicht einfach allgemeingültig beantwortet werden kann, sondern da die Sachlage von Fall zu Fall geprüft werden muß, führt Noth ihre Erörterung an einem ganz bestimmten, eng begrenzten Gebiet durch, nämlich an dem Hauptvorgang der ältesten israelitischen Geschichte auf dem Boden des palästinischen Kulturlandes, dem Vorgang der Landnahme der israelitischen Stämme. Noth, der seine besondere Kompetenz zur Beurteilung gerade dieses Gegenstandes durch seinen Josuakommentar von 1938 wie durch frühere Werke erwiesen hat, zeigt auf der einen Seite, was wirklich positiv erreicht werden kann, warnt aber auf der andern Seite nachdrücklich vor Überforderung und schließt seinen Aufsatz, der m. E. der wichtigste des vorliegenden Jahrgangs ist, mit den zurückhaltenden Sätzen: „Wir müssen uns mit der Erkenntnis bescheiden, daß wir über die erwähnten geschichtlichen Vorgänge auch auf Grund der archäologischen Arbeit weniger und jedenfalls weniger Sicheres wissen, als wir häufig wahrhaben wollen, und daß die Deutung archäologischer Befunde auf Grund der literarischen Überlieferungen wegen der Eigenart der letzteren sehr viel problematischer und komplizierter ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat." — Sehr dankenswert ist es, daß Karl Elliger die Leser des Jahrbuches mit einem der bedeutsamsten Funde, der in den letzten Jahren auf palästinischem Boden gemacht worden ist, bekannt macht. „Die Ostraka von Lachis", die 1935 in dem Wachtraum der stattlichen Toranlage des alten Lachis gefunden worden sind, sind zwar zum erheblichen Teil trümmerhaft und schwer lesbar, aber dennoch ertragreich, und sie sind die erste größere Gruppe von hebräischen Dokumenten aus israelitischer Zeit (dem Ende der Königszeit), die der mit Schriftdenkmälern des alten Israel bisher so zurückhaltende Boden Palästinas hergegeben hat; so sind sie sowohl sprachlich wie sachlich von nicht zu unterschätzendem Werte. Von den zahlreichen Problemen, die sie der Forschung aufgeben, behandelt Elliger eine Anzahl, meist in polemischer Auseinandersetzung mit Torczyner. Von einzelnen inhaltlichen Belangen legt er u. a. den besonders reichen Ertrag der Ostraka für unsere Kenntnis des Schrift- und Nachrichtenwesens dar. Der Aufsatz gibt für die weitere Ausschöpfung des Schatzes, den die Ostraka darbieten, mannigfache Anregungen. Für die Leser des Jahrbuchs wäre es schön gewesen, wenn Elliger etwa die Ostraka III und IV in Übersetzung geboten hätte; wahrscheinlich hat er davon abgesehen, weil er das nur mit ausführlicher Begründung der Übersetzung hätte tun mögen. — Kurt Galling („Denkmäler zur Geschichte Syriens und Palästinas unter der Herrschaft der Perser") lenkt angesichts der nur wenigen zeitgenössischen Überlieferungen ersten Ranges, die uns für die Geschichte Syriens und Palästinas in den Jahrhunderten der Achämenidenherrschaft von etwa 525 bis 325, in denen diese Länder die Satrapie „jenseits des Stromes" innerhalb des persischen Großreiches bildeten, zur Verfügung stehen, die Aufmerksamkeit auf die Quellen zweiter Ordnung, die zur Ergänzung dringlich herangezogen werden müssen. Von literarischen Werken hat er die Küstenbeschreibung des Pseudo-Skylax kürzlich in ZDPV 61 (1938) behandelt. Hier nun möchte er den Bestand an archäologischen Denkmälern einmal vorführen, soweit sie für die äußere und

innere Geschichte der Satrapie, für ihre Verwaltung, Schrift, Münze usw. einen Ertrag liefern können, nachdem in letzter Zeit durch Ausgrabungen neues wichtiges Material hinzugekommen ist. Er tut es nicht in sachlicher Anordnung, weil das bei der Art des Materials nicht geeignet wäre, sondern in rein geographischer: „Wir durchwandern die syrisch-palästinische Satrapie des Perserreiches von Norden nach Süden und nehmen je nach dem Fundbestand an bestimmten Orten einen kürzeren oder längeren Aufenthalt." Einen kundigeren Führer als Galling wird es für diese Reise kaum geben. Zusammenfassend schließt er: „So hat nur eine kleine Zahl von Orten in der syrischen Satrapie Denkmäler aufzuweisen, die uns einen Einblick in die Verhältnisse unter der Herrschaft der Achämeniden gestatten. Wir müssen jedoch auch für dieses Wenige dankbar sein, da es uns eine sonst verhältnismäßig undurchsichtige Periode erhellt. Als ihr entscheidendes Kennzeichen ergibt sich die immer stärker hervortretende Bevorzugung der phönikischen Städte, die damals auch den Höhepunkt ihrer Rolle als Handelszentren des Mittelmeeres erreichten." — Albrecht Alt setzt seine Aufsatzreihe über „Galiläische Probleme" aus dem vorigen Jahrgang mit einer Abhandlung über „Galiläas Verhältnis zu Samarien und Judäa im hellenistischen Zeitalter" fort. Hatte er dort zuletzt die verschiedenartige Geschichte der einzelnen Teile Galiläas im hellenistischen Zeitalter mit Hilfe der Annahme zu erklären versucht, daß diese ganze Landschaft, die bis dahin einen Verwaltungsbezirk der einander ablösenden Großreiche der Assyrer, Babylonier und Perser gebildet hatte, von Alexander und seinen Nachfolgern als Königsland behandelt wurde, über das sie nach freiem Belieben so oder so verfügen konnten, so möchte er jetzt zur endgültigen Sicherung dieser Ansicht, sofern diese noch weiterer Prüfung und Bestätigung bedarf, als geeignetstes Verfahren einen Vergleich der Territorialgeschichte Galiläas mit der seiner südlichen Nachbarn, Samarias und Judäas, in demselben Zeitraum vornehmen. An der Geschichte der Städte, Samaria und Sichem einerseits, Jerusalem anderseits (bei den zu den Landschaften Samaria und Judäa gehörenden Stücken des Jordangrabens liegt die Sache ein wenig anders) zeigt er, daß die Entwicklung im Süden von der im Norden ganz verschieden war. Das erklärt sich befriedigend nur aus dem Nachweis, daß jene Gebiete in den hellenistischen Reichen eine grundsätzlich andere Rechtsstellung einnahmen, die es zur Gründung hellenistischer Städte auf die Dauer ebenso wenig kommen ließ wie zur Bildung von Domänen der Großkönige. „Die Möglichkeit einer solchen rechtlichen Differenzierung ist durch die unbestreitbare Tatsache gegeben, daß die hellenistischen Reiche durchaus keine Einheitsstaaten im Sinne gleicher Behandlung der ihnen eingegliederten Orte und Landschaften waren; neben dem eigentlichen Königsland, in dem das Recht der Eroberung uneingeschränkt galt, so daß es je nach Wahl und Bedarf beliebig verwaltet und verwendet werden konnte, standen vielmehr als Größen für sich, mit einem ganz auf königlicher Huld beruhenden und daher immer der Veränderung und sogar der völligen Aufhebung ausgesetzten Bestand von Sonderrechten ausgestattet, nicht nur die hellenistischen Städte, sondern auch, zumal im Orient, die Herrschaftsbereiche abhängiger Fürsten und die Gebiete einzelner nach ihrem Herkommen lebender Völkerschaften (ethnē)." Judäa war nun sicher nicht Königsland, sondern galt, und zwar bis in die römische Zeit, als das in sich geschlossene Wohngebiet des ethnos tōn Jūdaiōn; Ähnliches ist aber auch für die Landschaft Samarien anzunehmen, für die Josephus von dem Samareōn ethnos redet. Dagegen war Galiläa unter den Ptolemäern und Seleuciden nicht als Volksland anerkannt und konnte daher ganz anders behandelt werden. Von hier aus gewinnt Alt auch noch Gesichtspunkte zur Ergänzung dessen, was er im zweiten Aufsatz über das Schicksal der assyrischen Provinz Megiddo festgestellt bzw. zur Frage gestellt hatte. — Ferner bringt Alt zur Ergänzung und Fortsetzung seines Aufsatzes in PJB 33 (1937), S. 89ff. „Weiteres zur Kirchengeschichte des Ostjordanlandes" — lauter neues Material für den Kirchenhistoriker.

Wutz, Prof. Franz: **Systematische Wege von der Septuaginta zum hebräischen Urtext.** I. Teil. Stuttgart: W. Kohlhammer 1937. (XXII, 1026 S.) gr. 8° = Eichstätter Studien, hrsg. v. d. Bischöfl. philos.-theol. Hochschule Eichstätt i. B., I, 1. RM 36 —. Bespr. von J. Begrich, Leipzig.

Der erste Eindruck, welchen dieses umfängliche Werk des verstorbenen Eichstätter Alttestamentlers weckt, ist, daß hier eine Arbeit vorliegt, an welche eindringliches Studium, eiserner Fleiß und viele Sorgfalt gewendet worden ist. Geht man die rekonstruierten Texte durch, die von S. 749 bis 1026 gegeben werden, so drängt sich ein zweiter Eindruck auf, der in einem eigentümlichen Mißverhältnis zum ersten steht: der praktische Ertrag des aufgewendeten textkritischen Fleißes ist unannehmbar.

Ein Beispiel, dem sich unzählige andere anreihen ließen, sei angeführt. Ps. 29, 10 „Jahwe thront über der Flut, Jahwe thront als König für ewig", ein Wortlaut, der sachlich und sprachlich ohne jeden Anstoß ist und den LXX ebenso versteht, wird von Wutz in folgender Weise berichtigt: „Wenn Jahwe nach dem Zepter greift und Jahwe sich als König auf den Thron niederläßt ...". Dieses Verständnis wird gewonnen, indem jšb mit aramäischem Sprachgut (nesab) gedeutet wird und zwei alte hebräische Worte, welche in der masoretischen Überlieferung verlorengegangen seien, in ihre Rechte wieder eingesetzt werden: mōbāl = Zepter (statt mabbūl) und ʿalōm = Thron (statt ʿōlām).

Das Nebeneinander der Eindrücke weckt die Frage nach der Ursache des Mißverhältnisses. Betrachtet man die Ursachen, aus denen Wutz irrige Auflösungen des Konsonantentextes ableitet, so wird man ihm weitgehend und grundsätzlich zustimmen können. Hier liegt die Ursache des Fehlergebnisses offenbar nicht.

Abweichende Vokalisierung, defektive Schreibung, Ansetzung eines falschen Wortstammes, Verkennung graphisch ähnlicher Buchstaben usw., kann natürlich Ursache einer falschen Textdeutung werden. An anderen Punkten wird man mit der Zustimmung vorsichtiger sein müssen. So ist z. B. nicht so einfach zu entscheiden, ob ein Plus oder ein Minus in LXX auf Kosten des Übersetzers zu setzen ist oder ob es ihm nicht von seiner Vorlage gegeben war. Bei freier Übersetzung wird man vollends mit Urteilen über den genauen Bestand der Vorlage zurückhalten müssen. Vor allem aber wird man die Frage zu stellen haben, ob mit den von Wutz angeführten Möglichkeiten der Kreis der Ursachen für Textentstellungen vollständig umschrieben ist. Der Verfasser scheint es anzunehmen. Man wird aber einwenden müssen, daß er zu einseitig nur mit Fehlern rechnet, die mit dem Schriftbild zusammenhängen, und andere Fehlerquellen ausschließt. Der Einwand mag indes im konkreten Falle nicht allzu schwer wiegen, weil der Verfasser meint, nur solche Stellen zu behandeln, die mit den von ihm ins Auge gefaßten Mitteln aufgehellt werden können.

Die Einwände, die man an diesem Punkte zu machen hat, reichen, wie schon angedeutet, nicht hin, die Unannehmbarkeit des textkritischen Ergebnisses zu erklären. Die eigentlichen Gründe liegen tiefer. Man hat sie in den Voraussetzungen und Grundlagen der ganzen Untersuchung zu suchen. Sie sind nicht immer unabhängig von den textkritischen Rekonstruktionen, müssen aber aus Gründen der Vereinfachung hier für sich dargelegt werden.

Die Grundvoraussetzung des Verfassers ist, daß man durch die LXX an eine bessere, weil ältere Gestalt des hebräischen Textes herankomme. Die LXX habe gewiß nicht immer ihre Vorlage richtig übersetzt, aber sie habe noch um einen größeren Reichtum der Textdeutung gewußt als die spätere masoretische Überlieferung. Man habe deshalb bei der Frage nach dem ursprünglichen Text von ihr auszugehen. Diese Voraussetzung ist mit anderen verbunden. Nach Wutz führt allein der Codex Vaticanus auf die älteste Textvorlage der LXX. Alle anderen Textgestalten der LXX sind jünger. Die LXX hat nach Wutz grundsätzlich keinen anderen Textbestand vorgefunden als denjenigen, den der masoretische Text bietet. Ihre Abweichungen beruhen auf anderer Wortteilung, Ableitung, Konsonantenreihenfolge, erklärenden Einschüben, erleichternden Streichungen usw., aber nicht auf den Konsonantentext wesentlich betreffenden Varianten. Der hebräische Text vor der LXX ist nach Wutz niemals in einer anderen Schriftform als der Quadratschrift geschrieben gewesen. „Die Behauptung einer Umschrift des biblischen Textes aus einer älteren Schriftform in eine jüngere (aram.) gehört ins Reich der Fabel."

Von diesen Grundlagen aus, welche eine peinliche Schonung des Konsonantentextes bis zu den Vokalbuchstaben hin fordern, gelangt Wutz zu dem Ergebnis, daß ein unbefriedigender masoretischer Wortlaut durch andere Wortabteilung und Lesung befriedigend gebessert werden könne. Die Mittel der Textdeutung gewinnt Wutz von den Stellen der LXX her, die eine auffallende Wiedergabe des masoretischen Textes bieten. Wenn LXX die Ortsangabe Jes. 10, 32 benōb mit ἐν ὁδῷ wiedergibt, so folgert Wutz, daß LXX noch ein Wort nōb = Weg gekannt haben müsse und wenn andere Stellen der LXX begegnen, wo er dieselbe Gleichung glaubt feststellen zu können, so ist nach ihm ein vergessenes Wort sichergestellt und darf an anderen Stellen, wo der überlieferte Text nicht in Ordnung ist, zur Aufhellung beigezogen werden. Freilich muß man dabei Behauptungen in Kauf nehmen wie die, nōb = Weg finde sich in LXX noch Pr. 11, 20, wo das heutige masoretische lēb aus nōb entstellt sei. Auf diese Weise wird ein reiches lexikalisches Material „wiedergewonnen". Zum geringeren Teil ist dafür aus den semitischen Sprachen kein Seitenstück beizubringen, zum größeren Teil werden die Sonderübersetzungen der LXX mit akkadischem, arabischem, syrischem und neuhebräischem Material gedeutet.

Der Kundige wird ohne Schwierigkeiten erkennen, wo die Schwächen der textkritischen Voraussetzungen und Folgerungen liegen. Mit Rücksicht darauf darf die Kritik sich auf einige Hauptpunkte beschränken.

Die Frage, wieweit außerhebräische Wortstämme einwandfrei herangezogen sind, möge hier auf sich beruhen. Nur darauf sei hingewiesen, daß bei den angesetzten hebräischen Worten nicht selten dem zur Erklärung herangezogenen gegenüber der Sinn etwas verschoben wird: 'ēmōnīm soll Witwen heißen nach arab. 'jmān „vidua, eigentlich non nupta"; Jer. 3, 8 soll 'eleb (statt 'al kŏ(l) „Beispiel" heißen gegenüber arab. 'alb signum; Ps. 12, 8 liest Wutz statt min haddōr zū min hādōr zīu und übersetzt „vor dem Verlieren des Glanzes" unter Verweis auf arab. hdr. „nutzlos zugrunde gehen".

Wesentlicher ist, daß die scheinbar methodischen und streng an Überlieferung gebundenen Rekonstruktionen des Verfassers sich bei näherer Einsicht in die Brüchigkeit ihrer Grundlagen als freie Konjekturen zweifelhafter Art erweisen. Ein Beispiel gibt etwa Jer. 4, 31. Wenn LXX das masoretische kᵉḥōlā = wie eine Kranke mit ὡς ὠδίνουσα wiedergibt, so lehnt Wutz die naheliegende Feststellung ab, daß LXX kᵉḥālā gelesen habe, und zieht, weil er das u̯ für ursprünglich hält, lieber die mehr als problematische Ansetzung kᵉḥōgᵉlā von ḥgl „sich drehen" vor. Das Beispiel ist durchaus nicht vereinzelt.

Wutz glaubt, daß er mit seinen textkritischen Bemühungen einen gegen jeden Widerspruch geschützten Text gewonnen habe und wendet sich wiederholt mit sehr sicheren Sätzen gegen die Exegese und ihre Künste. Aber es gibt keine Textkritik ohne Zusammenarbeit mit der Interpretation. Wutz befindet sich denn auch in einer verhängnisvollen Selbsttäuschung, wenn er meint, eine von jeder exegetischen Überlegung freie textkritische Arbeit geleistet zu haben. Was ist denn die wiederholt begegnende Behauptung, daß seine Rekonstruktion im Zusammenhange des Textes einen anstoßlosen Sinn ergebe, anderes als Rücksichtnahme auf die Exegese? Und sollte in den Fällen, wo Wutz ohne Nötigung durch die LXX den masoretischen Text mit seinen neuen lexikalischen Mitteln ändert, nicht exegetische Überlegung den Anstoß entdeckt und die Wahl der für die Rekonstruktion benötigten Worte bestimmt haben? Es wäre zu wünschen, daß Wutz bei seinen Versuchen sich sehr entscheidend von methodischen exegetischen Überlegungen hätte leiten lassen. Dann hätten seine subjektiven Erwartungen vom Inhalte manches Textes, die in seiner Rekonstruktion zum Ausdruck kommen, eine heilsame Korrektur gefunden. Im ganzen aber wird man sagen müssen, daß Rekonstruktionen, die nicht Rücksicht auf Gattung und Metrum, auf Stil und Stoff, auf Grammatik und Syntax, auf die Paläographie und was noch zu nennen wäre, nehmen, kaum Aussicht auf Anerkennung haben, von den besonderen Einwendungen gegen die Wutzschen Grundlagen ganz abgesehen.

Wer den Versuch unternimmt, gleich dem Referenten das umfängliche Werk durchzuarbeiten, eine Aufgabe, die wesentlich erleichtert wäre, wenn das vom Verfasser vorbereitete Lexikon vorläge, wird kaum zu einem anderen Ergebnis gelangen, als es hier ausgesprochen ist. Trotz allen Fleißes und aller Arbeit, die in den über 1000 Seiten stecken, werden die „systematischen Wege von der Septuaginta zum hebräischen Urtext" nicht als eine Förderung der alttestamentlichen Textkritik angesehen werden können.

Robertson, D. Litt., D. D., Edward: **Catalogue of the Samaritan Manuscripts in the John Rylands Library Manchester.** Manchester: The Manchester Univ. Press; Deansgate: The John Rylands Library 1938. (XXXVIII, 412 S., 5 Taf.) 2°. Bespr. von C. Brockelmann, Halle a. S.

Unter den reichen Schätzen der J. Rylands Library zu Manchester finden sich auch 26 samaritanische Handschriften, die 1901 aus der Bibliothek des Earl of Crawford angekauft wurden. Ein kurzes Verzeichnis hatte A. Loewy 1874 angelegt. Als sie nach Manchester kamen, hatte A. E. Cowell die liturgischen Stücke entliehen, um sie in seiner Ausgabe der Samaritanischen Liturgie zu verwerten. Er hatte auch die Abfassung eines Katalogs der ganzen Sammlung übernommen und vorbereitet; in seine Arbeit ist dann E. Robertson eingetreten.

Die Sammlung umfaßt zwei nahezu vollständige Hss. des Pentateuch und 39 Bruchstücke von solchen, drei arab.-sam. Sammlungen theologischer Schriften, 11 liturgische und 7 astronomische Hss. Unter den Pentateuchhss. ist Nr. I mit dem Datum 608/1211 wohl die älteste der in Europa aufbewahrten sam. Hss.; nur ein Cambridger Codex, der ein Verkaufsdatum a. d. J. 610/1213 trägt, könnte vielleicht etwas älter sein. Der Codex I ist das 27. von Abu'l-Barakāt geschriebene Ex., während Cambridge in der von v. Gall als E bezeichneten Hss. seine 40. Kopie a. d. J. 616/1219 besitzt. Da v. Gall die Hss. von Manchester noch nicht hat benützen können, so ist vielleicht aus ihnen noch eine Nachlese für seinen Apparat zu erwarten. Der Codex VIII

a. d. J. 1752 enthält 4 kurze Abhh. Die ersten beiden, über Bileam und das 2. Königreich, sind von Ġazāl b. ad-Duwaik, den die Samaritaner ins 13. Jahrh. setzen, verfaßt. Es folgt ein dem a. Sa'īd, der die arab. Übersetzung des Pentateuchs im 13. Jahrh. revidierte, zugeschriebener Cmt. zu Gen. 41, 1; da Gaster einen solchen Cmt. dem Ġazāl zuschreibt, ist R. geneigt, beide Autoren zu identifizieren, hält es aber mit Recht für erforderlich, noch weitere Beweise dafür abzuwarten. Der 4. Traktat über Gottes Natur ist anonym; da der Arzt Ṣadaqa b. Munaǧǧī im 13. Jahrh. eine solche Abh. verfaßt hat, könnte diese hier vorliegen. Codex IX enthält das *K. aṭ-Ṭabbāḫ* über das Schächten u. a. religiöse Praktiken von a.'I.-Ḥ. aṣ-Ṣūrī, der wohl dem 12. Jahrh. angehört; er ist 1692 datiert, also etwa 30 Jahre jünger als die Oxforder Hs., während die Gemeinde in Nablus nur eine 1850 aus Bruchstücken hergestellte Abschrift besitzt. In der Hs. folgt ein Cmt. von Muslim b. Murǧān aus dem 18. Jahrh. zu den *Asāṭīr*, der Haggada zum Pentateuch, von der Gaster eine hebr. Übersetzung veröffentlicht hat. Codex X enthält das Mōlaḏ Mōšē des Ism. Ramīḫī (Rumaiḫī?), dessen bisher zweifelhafte Abfassungszeit durch diese Hs. auf 1537 festgelegt wird. Die liturgischen Hss. sind in der Hauptsache schon durch Cowleys Ausgabe bekannt; als etwas seltener ist hier nur die Liturgie für die Beschneidung, Cod. XIX, hervorzuheben. Unter den „astronomischen" Hss. ist die erste Cod. XXI eine undatierte Astrologie mit Zusätzen aus den J. 1804—43; die muslimische Vorlage des Werkes wird sich wohl noch ermitteln lassen. Die übrigen sind samar. Kalender aus dem 17.—18. Jahrh., Nr. XXII mit gemischtem samar.-ar. Text. Während in XXII die muslimischen den julianischen und persischen Daten (nach der Ära des Jezdegerd) für die J. 1689/1882 gegenübergestellt werden, vergleicht XXIII die Ära des Jezdegerd 1110/1360 mit der der Einwanderung der Israeliten in Kanaan von 3360/3630, XXIV bringt dieselben Daten für 1030/1280 und 3300/3550, XXV dieselben nur für die Ära des Jezdegerd; Nr. XXVI ist nur ein Blatt mit Angaben über Stellung von Sonne und Mond für Monate und Tage. Der Kalender XXII ist in den arab. Unterschriften zweimal als *ḫall* bezeichnet, mit einem Wort, das mir sonst nur in einem jemen. Gedicht bei ar-Raiḫānī, *Mulūk al-'Arab* 108, 19 in der Bedeutung „Zeit" begegnet ist.

Die Beschreibung der Hss. ist so eingehend und gründlich, wie man sie nur wünschen kann, und berücksichtigt alle, auch die kleinsten Eintragungen. So werden auch die Unterschriften der Hss. im vollständigen Text mitgeteilt und meist auch übersetzt. Das Arabisch der Autoren und der Schreiber läßt natürlich viel zu wünschen übrig. Der Autor der Gedichtsammlung in Nr. XVII entschuldigt sich S. 255 selbst, da es ihm an Gelegenheit gefehlt habe, sich die Elemente der arabischen Grammatik und Metrik anzueignen. So bieten ihre Texte allerlei Anstöße, von denen hier nur ein paar herausgehoben werden sollen. Statt der Bezeichnung Gottes als *al-malik al-ḫafī* (the invisible king) S. 112 ist wohl *al-ḫafī* der „gütige" zu lesen. 254 wird ein Gedicht als *muǧarraba biqudratihī ta'ālā lil-iǧāba* bezeichnet, wohl nicht „when the Most High by his power brings it to trial", sondern „das durch Gottes Macht für die Erhörung erprobt ist". Der Büchertitel *Ḥāwi'l-kamāl* S. 263 ist wohl nicht „the embodiment of success", sondern „der Inbegriff der Vollkommenheit". Von dem Erdbeben des J. 1759 wird 266 gesagt: *waḥja sana mašhūra saudat as-sinīn wa arraḫūhā akṯar al-'alimīn limā ḥadaṯa fīhā*: wohl nicht „It was the blackest of years and most scholars so depict it when reference is made to it", sondern „die meisten Gelehrten haben es wegen dessen, was in ihm geschah, aufgezeichnet". S. 278 (Das Buch wurde abgeschrieben) *ḫaufan an yaḍī'a min 'adam ar-rāġib* wohl nicht: „and also through concern lest it be lost from want of the interpreter", sondern „aus Furcht, es könnte aus Mangel an Interessenten verlorengehn". In der hebr. Überschrift in ar. Buchstaben *Reṣōn IHWH 'alēhem wysmṭ (!) bēnēnū ūbēnēhem qarōb* S. 314 kann der letzte Satz wohl nicht heißen: „and between us and them stand silent relatives" sondern „zwischen uns und ihnen vermittle (l. *yṣmd*) ein Verwandter".

Semitistik, Islamistik.

Krause, Max: Die Sphärik von Menelaos aus Alexandrien in der Verbesserung von Abū Naṣr Manṣūr B. 'Alī B. 'Irāq. Mit Untersuchungen zur Geschichte des Textes bei den islamischen Mathematikern. Berlin: Weidmann 1936. (VII, 254 u. 114 arab. S.) gr. 8° = Abhandl. der Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen. Philol.-Histor. Klasse. 3. Folge, Nr. 17. RM 25 —. Bespr. von O. Spies, Breslau.

Das wichtige Gebiet der Geschichte der exakten Wissenschaften bei den Arabern lag nach dem Tode von C. Schoy (1925) und E. Wiedemann (1928) fast ganz brach. Es ist daher aufs wärmste zu begrüßen, daß der Orientalist Max Krause, der auch in der Mathematik und ihrer Geschichte gut bewandert ist, diese wichtigen und viel versprechenden Studien aufgenommen hat. Nach seiner literarisch-bibliographischen Arbeit über die Stambuler Hand-

schriften islamischer Mathematiker (Quellen u. Studien zur Geschichte d. Math., Astron. u. Physik III, 4, 1936) legt er uns jetzt ein auf solider philologischer Grundlage beruhendes Werk über die Sphärik des Menelaos vor, das in jeder Beziehung einen guten und gründlichen Eindruck macht.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Im ersten bespricht Krause die Textgeschichte der Sphärik, indem er die arabische Überlieferung und die arabischen Ausgaben, das Verhältnis dieser Ausgaben zueinander und die Abhängigkeit voneinander und die Frage der Übersetzung ins Arabische untersucht. Es ist ja bekannt, daß von den Werken des Menelaos nur die Sphärik erhalten ist, und zwar nicht in dem griechischen Original, sondern in lateinischen und hebräischen Übersetzungen, die auf der arabischen Überlieferung beruhen. Krause behandelt die verschiedenen arabischen Ausgaben, nämlich die des al-Māhānī (S. 24—32), des al-Harawī (S. 32—42), des Abū Naṣr Manṣūr b. ʿAlī (S. 42—49), des Naṣīr ad-dīn aṭ-Ṭūsī (S. 49—74) und schließlich die des Muḥyiddīn al-Maġribī (S. 74—85). Dabei gibt er über das Leben und Werk der verschiedenen Herausgeber neue und ausführliche Nachrichten, die auf einer restlosen Ausnutzung der vorhandenen zugänglichen Literatur beruhen, und bringt zur Charakterisierung der betreffenden Ausgabe eine Fülle von Textvarianten unter Heranziehung auch der lateinischen Bearbeitung des Gerhard von Cremona und der hebräischen Übersetzung.

Im zweiten Teil macht uns Krause die arabische Textausgabe zugänglich, „die der besten arabischen Überlieferung am nächsten steht (denn von dieser Übersetzung selbst hat sich bisher noch keine Handschrift gefunden)". Diese philologisch-kritische Ausgabe in der Verbesserung von Abū Naṣr Manṣūr b. ʿAlī ist ein Musterbeispiel, wie arabische Textausgaben mathematischer Werke veranstaltet werden sollen. Um den des Arabischen nicht kundigen Mathematikern das Studium dieses interessanten Werkes zu ermöglichen, ist der arabische Text auch übersetzt. Die Übersetzung ist wörtlich — manchmal zu wörtlich, wo es sich um rein mathematische Ausdrucksweisen handelt — und einwandfrei. Es wäre allerdings wünschenswert gewesen, wenn Krause ein Verzeichnis der im Texte vorkommenden und behandelten arabischen Termini, möglichst mit den griechischen Entsprechungen, gegeben hätte. Das hätte den Wert der Veröffentlichung wesentlich erhöht und wäre die Grundlage zu weiteren Studien gewesen.

Ich habe mit meinem Kollegen Georg Feigl, Breslau, dem ich für seine Hilfe hier bestens danke, das zweite Buch (S. 162—92) durchgesehen, das sich vorwiegend mit Ungleichheitsbeziehungen im sphärischen Dreieck beschäftigt. Die Darstellung ist im allgemeinen einwandfrei, obgleich die Ausdrucksweise den Mathematikern z. T. etwas ungewohnt ist, was natürlich auf das durchaus berechtigte Bestreben des Übersetzers zurückzuführen ist, eine möglichst wortgetreue Übersetzung zu liefern. Warum Krause die Behauptung durch „so" statt des gewöhnlichen „dann" einführt, ist uns nicht klar. Die Bearbeitung von Ibn abi 'š-Šukr al-Maġribī (S. 4) liegt auch vor in Meshed XVII, 2, 5—6 und Zanǧān nach Maʿārif XXII, 465 (vgl. auch Hāšim Nadwī, Taḏkirat an-Nawādir, S. 157). Im arab. Text S. 25 Anm. 1 lies نفورهم statt نفوذهم und أبلغ statt ابلع. Das S. 34, Anm. 2 mit ? versehene اجزات ist اجترأت zu lesen[1].

Abel, Martin: **Die arabische Vorlage des Suaheli-Epos Chuo Cha Herkal.** Textkritische Edition und Übersetzung. Ein Beitrag zur Kenntnis der legendären Maġāzī-Literatur. Berlin: Dietr. Reimer; Hamburg: Friederichsen, de Gruyter & Co. 1938. (64, ٤٨ S., 1 Taf.) gr. 8° = Beihefte z. Zeitschr. f. Eingeborenen-Sprachen, 18. Heft. RM 7 —. Bespr. von Johann Fück, Halle/Saale.

Die legendäre Maghāzī-Literatur, der R. Paret in seinem gleichnamigen Buche (s. OLZ 1932, S. 266f.) eine eingehende Untersuchung gewidmet hat, stellt einen Zweig des mittelalterlichen arabischen Schrifttums dar, der uns einen lehrreichen Einblick in die Stimmung der breiten muslimischen Massen gewährt. In all diesen Dichtungen offenbart sich der unter dem Eindruck der Kreuzzüge zu besonderer Stärke gesteigerte Fanatismus einer Glaubensgemeinschaft, die in der Bekämpfung der Andersgläubigen ihre Hauptaufgabe sieht und diesen nur zwischen dem Übertritt zu dem Islam und dem Tode die Wahl lassen möchte. Mit den wirklichen geschichtlichen Ereignissen haben diese Romane, die alle in der frühislamischen Zeit spielen, nichts mehr gemein. Mit ermüdender Eintönigkeit erzählen sie, wie der Prophet, von Gabriel über die Absichten seiner Gegner auf dem laufenden gehalten, seine nach dem Märtyrertode verlangenden Anhänger auf gefährliche Kriegsfahrten aussendet, die jedesmal, wenn auch erst nach wechselreichen Kämpfen, mit dem Triumph des Islams enden. Die Haupt-

---

1) Inzwischen liegen, da ich das Buch erst gegen Ende des S.S. 1938 zur Besprechung erhalten habe, die Besprechungen im Islam XXIV, 221 (Garbers); Jahrb. über d. Fortschr. d. Math. 63 (1937) I, 9—11 (Luckey); Bull. of the School of Orient. Stud. 1938 (Tritton) vor.

rolle spielt dabei der Imam Ali, dessen Heldenbild in den leuchtendsten Farben gezeichnet ist.

An diesem, von literarischen und moralischen Gesichtspunkten aus betrachtet ziemlich tiefstehenden, aber wegen seines Einflusses auf die breiten Schichten des muslimischen Bürgertums wichtigen Schrifttum hat der ungefähr ums Jahr 700 H. anzusetzende Abu'l-Ḥasan al-Bakrī (Aḥmad b. 'Abdallāh b. Muḥammad), der in etwa der Hälfte aller Maghāzī-Dichtungen als „Überlieferer" genannt wird, wenn nicht als Verfasser, so doch als Redaktor einen maßgeblichen Anteil. Die muslimischen Gelehrten wußten natürlich, was es mit seinen Machwerken für eine Bewandtnis habe; Ṣafadī[1] († 764 H.) führt ihn als Muster der Verlogenheit an und Ibn Ḥagar[2] († 852 H.) entrüstet sich besonders über seine von Anfang bis Ende erfundene Prophetenbiographie[3], muß aber zugeben, daß sich seine Romane auf dem Cairiner Buchmarkt großer Beliebtheit erfreuen. Welche Verbreitung diese Literatur trotz dem Einspruch der Theologen gefunden hat, zeigen Parets Nachweise zur Genüge; sogar in andern Islamsprachen gibt es Übersetzungen und Nachahmungen dieser Art. Eins der bekanntesten Beispiele ist das von C. Meinhof[4] nach Aufzeichnungen C. G. Büttners herausgegebene Suaheli-Epos von Heraclius, als dessen arabische Vorlage R. Paret[5] die in der Berliner Hdschr. Ahlwardt Nr. 8990 (v. J. 1270/1854) erhaltene Prosaversion B des Tabūkromans oder eine mit ihr eng verwandte Fassung nachgewiesen hat. Die Version A (erhalten in der Berliner Hdschr. Ahlwardt Nr. 9627, v. J. 1058/1648), die mit B weithin übereinstimmt[6], bezeichnet wiederum den Abu'l-Ḥasan al-Bakrī als Überlieferer[7].

Als Vorarbeit für die von C. Meinhof in Aussicht genommene Neuausgabe des erwähnten Suaheliepos legt nunmehr M. Abel in seinem aus einer Hamburger Dissertation erwachsenen Buche den arabischen Text der Version B samt einer deutschen Übersetzung vor. Wie jeder Text, der nicht in die feste Zucht der Schultradition genommen worden ist, hat auch der Tabūkroman unter den Händen ungebildeter Abschreiber sachliche und sprachliche Veränderungen erlitten; und die junge Handschrift B, die der Ausgabe zugrunde liegt, bietet ihn in einer vor allem sprachlich recht verwahrlosten Gestalt.

Der Herausgeber hat sich bemüht, den Regeln der Schulgrammatik zu ihrem Rechte zu verhelfen, soweit es ohne tiefere Eingriffe in den Text möglich war. Besondere Schwierigkeiten boten dabei die zahlreich eingestreuten Verse — es gehört zu den Stilmitteln dieser Erzählungen, daß jeder Held seinem Kampfesmut poetischen Ausdruck verleiht — die in B schwer verderbt sind und viele Verstöße gegen Grammatik, Versmaß und Reim aufweisen. Freilich ist bei der Geistesarmut dieser in Gedanken und Sprachausdruck gleich kümmerlichen Erzeugnisse der beabsichtigte Sinn nur selten zweifelhaft. Zu ein paar Einzelversen seien folgende Textänderungen vorgeschlagen: S. 6, 6 *fidyatuhū rūḥī wa'ummī wa'abī* — S. 6, 8 *yunaggiki'llāhu min qaḍa'ṭ-ṭalabi* — S. 8, 16 *inna Būluṣ wa'Usquṣa'r-Rūmi ma'hum min ṭuġāti* . . . — Um das *Iqwā'* zu beseitigen, lies S. 10, 9 *munkiri'l-ba'ṭi wa'l-wa'di*, S. 17, 2 *qawwama dīnā* und S. 17, 10 *'ābidi'l-aḥgāri* — S. 11, 2 ist nach S. 17, 3 und 19, 16 zu verbessern — S. 17, 9 *al-kufuri* — S. 17, 12 *ṣaḥbu* der Hds. ist metrisch zulässig — S. 19, 7 *rigz* — S. 19, 16 l. *nuṭni* st. *nuṭnī*. — Zu den Prosapartien sei bemerkt, daß S. 4, 8 der Text in Ordnung ist; in der Übersetzung S. 22, 21 sind die Worte „(und) von dem" zu streichen. S. 17, 6 fehlt der Hinweis auf Q. 3, 17 (19). Mehrfach sind die Eigennamen fehlerhaft; es ist zu lesen: S. 5 Anm. 6 *Ḫāṭib b. Ṯa'laba*; S. 12, 1. 3 *Sadūs* bzw. *as-Sadūsī*; S. 12, 12 *as-Sinbisīya*; S. 19, 8 *al-Bagalī*; S. 21, 1. 3 *al-Ḥaṯ'amī* bzw. *Ḥaṯ'am* (wie in der Übersetzung S. 36 Anm. 2 vermutet) — S. 25, 5 ist statt *daibaqī* vielmehr *Dabīqī* herzustellen; zu dieser Bezeichnung feinsten Linnens s. A. Mez, Die Renaissance des Islam S. 432f. und *E. I.* s. v. *Dabīḳ*; der gleiche Fehler findet sich übrigens im *Ta'rīḫ Baġdād* 7, 357, 10 und bei Kutubī, *Fawāt al-wafayāt* 1, 3. — Schließlich bemerke ich, daß im Kolophon der Handschrift S. 48, 7 das rätselhafte *maulūd rābi'* offensichtlich als *min šahr Rabī' I* zu deuten ist.

In der Einleitung behandelt Abel knapp die allgemeinen Fragen, die mit der Version B verknüpft sind: Anlaß der Ausgabe, Verfasserschaft, Schreiber der Hdschr., ihre sprachlichen Eigentümlichkeiten, historische Reflexe, Stilmittel und Reimtechnik.

Zu der Frage der Verfasserschaft möchte er im Gegensatz zu Paret die Maghāzī-Erzählungen als „Erzeugnisse des Volkes" werten und in der Erwähnung des Bakrī eine ähnliche Fiktion sehen, wie wenn die Version B den Ibn 'Abbās als Überlieferer nennt. Dieser Einwand übersieht, daß der Prophetengenosse Ibn 'Abbās an sich eine alte Autorität ist, während der späte, wenig bekannte Bakrī niemals als Gewährsmann der Erzählungen hätte genannt werden können, wenn er sich nicht tatsächlich mit ihnen abgegeben hätte. Daß dies der Fall war, wird auch durch Ibn Ḥagars Angaben über jeden Zweifel erhoben. Zum Überfluß gibt Ibn Ḥagar die Titel von sieben seiner Dichtungen, von denen zwei: *al-Ḥuṣūn as-sab'a* und *Ra's al-ġūl* gedruckt vorliegen[1]. Es besteht kein Grund, die Angabe zu be-

1) Zitiert von 'Āmilī, *Kaškūl* (Bulaq 1288 H.) S. 161, 13.

2) *Lisān al-mīzān* (Hyderabad 1329—31 H.) 1, 202.

3) Er nennt sie *aḏ-ḏurwa* (Text falsch *aḏ-ḏaura*) *fī's-sīra an-nabawīya*.

4) Zeitschrift f. Kolonialsprachen II (1911/12) S. 1ff., 108ff., 194ff., 261ff.

5) Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 17, 241—9; 18, 152f.

6) Siehe die Inhaltsangabe Paret, Die legendäre Maghāzī-Literatur, S. 49—54.

7) Paret a. a. O. S. 238 Anm. 33 und 35.

1) S. Paret a. a. O. S. 99 und 131.

zweifeln, daß die Version A auf Bakrī zurückgeht. Daß die Version B im mittleren Teil mit A im wesentlichen übereinstimmt, gibt Abel selbst zu. Somit ist es naheliegend, anzunehmen, daß B ein entarteter Sproß von A ist.

Abel hat seine Ausgabe im wesentlichen mit Rücksicht auf die geplante Neubearbeitung des Suaheliepos veranstaltet und bei der Übersetzung und in den Fußnoten zunächst an Afrikanisten als Benutzer gedacht; aber auch die Arabisten haben Anlaß, ihm dafür zu danken, daß er ihnen den Tabūkroman in sorgfältiger Bearbeitung zugänglich gemacht hat.

Les Monuments Ayyoubides de Damas. Livraison I. Le tombeau de Ṣafwat-el-Molk. — Le dâr al-hadîth de Noûr ad-Din.—Le tombeau de Farroukh-Châh et de Bahrâm-Châh.—La madrasa Djahârkasiya. Paris: E. de Boccard [o. J.]. (IX, 50 S., 28 Textabb., XII Taf.) 4^0 = Institut de Damas. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Das vorliegende Heft eröffnet ein groß angelegtes Unternehmen des Institut Français de Damas, nämlich die methodische Darstellung der Baudenkmäler von Damaskus aus der Zeit der Kreuzzüge, von der Mitte des 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, die bisher noch keine systematische Untersuchung gefunden haben. Das Ziel des Unternehmens ist ein weitgestecktes: die Erkenntnis des Wesens dieser Periode nicht nur im Rahmen der Kunstgeschichte Syriens oder der islamischen Kunstgeschichte, sondern das tiefere Verständnis der Kultur der Seldschuken- und Ejjubiden-Zeit in Syrien überhaupt, weshalb für die Folge auch Studien ins Auge gefaßt sind, die nicht eigentlich kunstgeschichtlichen Problemen gewidmet sind, sondern Grenz- und Nachbargebieten der Kunstgeschichte. Der Großzügigkeit des im Vorwort dargelegten Planes entspricht die Weitherzigkeit der Aufforderung zur Mitarbeit an alle — nicht bloß französische — Sachverständige.

Praktische Gründe bringen es mit sich, daß die Behandlung der Denkmäler sich nicht an die chronologische Reihenfolge binden kann; viele müssen erst durch den Service de Conservation des Monuments historiques der Untersuchung zugänglich gemacht werden. So wird, um den Anfang der Arbeit nicht zu verzögern, mit denen begonnen, die schon jetzt ausreichend erforscht werden können. Die vorliegende 1. Lieferung erweckt den Eindruck, daß das keinerlei Nachteil für das Werk zu sein braucht. Wenn die Arbeit in demselben Geiste fortschreitet, so verspricht sie hervorragende Ergebnisse. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man den Plan als ein Novum in der islamischen Kunstgeschichte bezeichnet. Wenn man vielleicht vom Maghrib absieht, dessen Kunst wohl am sorgfältigsten durchforscht ist, hat sich die Forschung meist auf besonders eindrucksvolle Denkmäler beschränkt oder an mehr oder weniger zufällige Anlässe angeknüpft. Hier wird der Versuch gemacht, eine räumlich und zeitlich geschlossene Gruppe als Einheit in ihrem großen Zusammenhang zu erfassen.

Die Lieferung behandelt das Grab der Ṣafwat al-Mulk (1110), die Dār al-Ḥadīṯ des Nūr ed-Dīn (ca. 1170), die Grabanlage von Farruch-Schāh und Bahrām-Schāh (1183 bzw. 1230), die Madrasa Ǧahārkasīja (1211 bzw. 1237), wobei für die Darstellung im ersten Fall M. Écochard und J. Sauvaget zeichnen, in den drei anderen der letztere allein.

Bei keinem dieser Bauwerke handelt es sich um ein besonders in die Augen fallendes, besonders eindrucksvolles Denkmal. Das zeigt schon die kurze Erwähnung, die sie bei Wulzinger und Watzinger, Damaskus II: die islamische Stadt, gefunden haben, worauf hier überall verwiesen wird, noch mehr aber der Umstand, daß in Sauvagets Monuments historiques de Damas (Beyrouth 1932) der Name keines einzigen von ihnen durch Fettdruck ausgezeichnet wird (S. 49, 53, 55, 96). Wohl aber verdient jedes aus bestimmten historischen Gründen durchaus Beachtung: das erste — das übrigens in den letzten Jahren abgetragen wurde — als einziges Denkmal aus der Seldschukenzeit in Damaskus und zugleich ältestes in der Stadt nach der Omajjadenzeit; das zweite — heute durch einen Brand ebenfalls zerstört — als angeblich älteste Dār el-Ḥadīṯ im Gebiet des Islam überhaupt; das dritte kulturhistorisch, weil es zu beweisen scheint, daß die Grabkuppel selbst als Raum für den Unterricht der damit verbundenen Medrese diente, und architektonisch durch die grundsätzlich sehr einfache, aber technisch gekonnte und ästhetisch glückliche Konstruktion der Kuppel, die in Damaskus Schule machte; das vierte vor allem durch gewisse bauliche Besonderheiten, die dazu bestimmt scheinen, die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf das Grab zu lenken und damit ihre Fürbitte für den dort Begrabenen anzuregen.

Es ist erstaunlich, wieviel Sauvaget aus dem spröden Material zu machen vermochte. Die genaue Prüfung des Befundes, zusammen mit sorgfältiger Auswertung der Literatur und Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Verhältnisse, erlaubte ihm, obwohl Vergleichsmaterial aus der vorhergehenden Zeit fehlt, zu Schlüssen von großer Tragweite zu kommen, die stets mit gewissenhafter Zurückhaltung gezogen sind, an deren Richtigkeit im Großen

jedoch kaum mehr zu zweifeln sein wird. Gerade eine gewisse Primitivität der älteren Bauten, eine gewisse Ungeschicklichkeit und Unsachgemäßheit der Bauformen lassen eigentlich nur die Erklärung zu, daß hier neue Aufgaben zu lösen waren, daß teils der Tradition des Landes fremde Baustoffe verwendet wurden, teils Bauformen, die sich aus anderem Baumaterial erklären, mechanisch in eine an andere Tradition gewohnte Kunstregion übertragen wurden. Besonders bei dem Grabmal der Ṣafwat al-Mulk scheinen die auf den Osten, also die Herkunftsländer der Seldschuken, Persien und Iraq, verweisenden Einflüsse unverkennbar vorherrschend. Aber auch bei den späteren Bauten läßt sich die Wirksamkeit dieser Einflüsse deutlich feststellen, wobei dann andererseits eine ausgleichende Weiterentwicklung zu neuen befriedigenderen Lösungen führt, die Sauvaget — angesichts unserer dürftigen bisherigen Kenntnisse nur mit allem Vorbehalt — als typisch syrisch ansprechen möchte. Natürlich vermag diese knappe Andeutung nur hinzuweisen auf die Wichtigkeit von Sauvaget's Ausführungen; erst die genaue Lektüre, die in zahlreichen Einzelheiten überraschende Erkenntnisse vermittelt, läßt ihre ganze Bedeutung erkennen. Ich glaube, daß die nicht nur kenntnisreiche, sondern vor allem nüchtern-sachliche und vorsichtig abwägende Methode Sauvaget's auf jeden Leser tiefen Eindruck machen wird. Und es erscheint kaum mehr als zu kühn, wenn er S. 24 diesen neuen, aus dem Osten kommenden Stil in der Baukunst versteht als einen Ausfluß des politischen Programms der Seldschuken, der Restauration der Sunna.

Littmann, Enno: **Kairiner Sprichwörter und Rätsel** hrsg. und übers. Leipzig: Deutsche Morgenländische Gesellschaft; F. A. Brockhaus in Komm. 1937. (XV, 71 S.) gr. 8° = Abhandl. f. d. Kunde d. Morgenlandes XXII, 5. RM 2 —. Bespr. von Hans Wehr, Greifswald.

In den Jahren 1911, 1912 und 1935 wurde von dem Kairiner Maḥmūd Ṣidqī eine Sammlung von 517 Sprichwörtern und 135 Rätseln für Enno Littmann in arabischer Schrift aufgezeichnet und 1936 von diesem nach Diktat transkribiert. Während das Buch „Morgenländische Spruchweisheit" (Leipzig 1937; besprochen in dieser Zeitschrift 1938, 310f.) eine freiere sinngemäße Übersetzung mit geschickter Wiedergabe arabischer Verse und Reime und mit zahlreichen Erläuterungen darstellt, bietet die vorliegende Veröffentlichung die Transkription der arabischen Originaltexte mit wörtlicher Übersetzung.

Jede Bereicherung unserer Kenntnis arabischer Volksweisheit und arabischen Volkswitzes ist erfreulich und dankenswert. Die vorliegende schöne Sammlung Littmanns, dessen lebhaftes Interesse an diesen Gebieten ja bekannt ist, wurde bereits an der oben genannten Stelle nach Inhalt und Wert gewürdigt. Daß übrigens ein Teil des von Maḥmūd Ṣidqī zusammengetragenen Materials sich auch anderweitig findet, ist von vornherein zu vermuten und dürfte auch dem Herausgeber nicht entgangen sein. In der Tat ist wohl in der bekannten ägyptischen Sammlung von al-Bāǧūrī, *Amṯāl al-mutakallimīn min ʿawāmm al-miṣrīyīn* (Kairo 1311/1894) der größere Teil des Materials gleichfalls enthalten. Von den 33 Sprichwörtern des ersten Abschnittes (Gott und Schicksal) stehen, wie eine Stichprobe ergibt, 20 bei Bāǧūrī (Nr. 1 = S. 84, 14; 2 = 84, 18; 5 = 108, 18; 6 = 66, 11; 7 = 69, 5; 8 = 151, 2; 10 = 4, 9; 11 = 35, 11; 12 = 4, 1; 13 = 164, 18; 15 = 68, 15; 16 = 107, 7; 18 = 135, 15; 19 = 164, 2; 24 = 132, 9; 25 = 131, 16; 27 = 132, 6; 28 = 25, 1; 29 = 158 l. Z.; 30 = 87, 18).

Zur Sprache der Texte seien einige Bemerkungen gestattet: Die Sammlung will kein neues Dokument der reinen Kairiner Volkssprache darstellen; die Sprache ist vielmehr leicht vom Schriftarabischen her gefärbt. Es liegt also eine in ihrer Art lehrreiche Probe des ungemein häufig und je nach Gelegenheit und Sorgfalt des Sprechers in den mannigfachsten Schattierungen von Kennern der Schriftsprache gesprochenen Umgangsarabisch vor. Daß man die unverfälschte Volkssprache fast nur von Analphabeten diktiert bekommt, wird jeder bestätigen können, der in irgendeinem Gebiet des arabischen Orients sich der Aufgabe unterzogen hat, Dialektproben zu Papier zu bringen. Maḥmūd Ṣidqī war jahrelang als Abschreiber in der ägyptischen Nationalbibliothek tätig und verfügt daher über eine mehr oder weniger solide Kenntnis des Schriftarabischen. Weiter ist zu beachten, daß die Texte von ihm zuerst in arabischer Schrift aufgezeichnet wurden. Es scheint, daß das vorliegende arabische Schriftbild die der Transkription zugrunde liegende Aussprache des Gewährsmannes zuweilen beeinflußt hat. Manche Sprichwörter haben jedoch von Haus aus deutlich literarischen Charakter (was besonders deutlich wird, wenn z. B. *yurīd* Reimwort ist wie in Nr. 5). Die wenigen sprachlichen Besonderheiten der Texte sind in dankenswerter Weise vom Herausgeber in der Einleitung zusammengestellt. Die wesentlichen Punkte, in denen sich die Einwirkung der Hochsprache äußert, sind, vom Phonetischen abgesehen,

diese: Das Präfix des sog. Imperfekts hat in wenigen Fällen den Vokal *a*; die in der Volkssprache so häufige Präverbalpartikel *bi* kommt nur selten vor; in R. 52 und 54 finden sich sogar zwei Passivformen vom Verbum; als Negation dient öfters nur *lā* bzw. *mā*, aber über 20mal kommt Negation + *š* (*iš*, *šĕ*) vor. Dem wäre noch hinzuzufügen, daß die sonst so häufige Negation *muš* bzw. *miš* nach meiner Zählung nur 6mal erscheint. Im Wortschatz fallen Formen von selten oder gar nicht im Dialekt gebrauchten Verben auf wie *tarâh* (10), *tarak* (229), *tatruk* (R. 61), *'atânā* (R. 119, vgl. 8), *'amal* (418) usw. Abgesehen von diesen Spuren schriftarabischen Einflusses ist als Besonderheit noch zu erwähnen, daß bei den Verben primae *w* das sog. Imperfekt in der Aussprache M.Ṣ.s einen von Littmann durch *ᵉû* umschriebenen Diphthong aufweist (z. B. *yᵉûlid*). Sonst ist sprachlich kaum etwas zu bemerken. Der Kairiner Dialekt ist uns ja verhältnismäßig gut bekannt, während z. B. für die Kenntnis der mittel- und oberägyptischen Dialekte bisher auffallend wenig, ja fast gar nichts getan ist.

Das Verständnis der Sprichwörter bietet zum Teil große Schwierigkeiten. Manches Sprichwort ist nur verständlich, wenn man weiß, in welcher Situation es angewendet wird. Die vom Herausgeber vorgenommene Einteilung in sachliche Rubriken erleichtert daher das Verständnis ungemein. Nur in einigen Fällen möchte man eine Änderung vorschlagen. In Nr. 7 ist *yĕdabbirhā* nicht „der ihr hilft", sondern „der sie leitet (lenkt)", eine Änderung, die m. E. auch dem Sinn zugute kommt. Eine Aussprache *ṭôr iḷḷâh* (statt *aḷḷâh*; 200) ist wohl einmalig und zum mindesten befremdend. *'adûwak* ist 277 versehentlich „dein Freund" übersetzt (statt „dein Feind"). Bei Nr. 278 (*ḥibbĕ wĕwârī wikrah wĕdârī*) ist die Übersetzung „Liebe und schmeichle, hasse und verbirg es" (die Übersetzung von *wârī* durch „schmeichle" geht nach der Anmerkung auf Maḥmūd zurück) wohl nicht ganz passend. Gemeint ist offenbar ein Parallelismus: „Liebe und halte es geheim; hasse und verbirg es!" Will man die obige Übersetzung beibehalten, so muß man *wĕdârī* und *wĕwârī* vertauschen, denn ersteres heißt auch „schmeicheln" (schon klassisch), während *wârā* m. W. nur „verbergen" bedeutet. Solche im einzelnen zuweilen möglichen Einwände haben gemessen an der Schwierigkeit der Aufgabe des Interpreten natürlich wenig zu sagen. M. Ṣ. hat sich im allgemeinen offenbar als intelligenter Erklärer bewährt, womit nicht gesagt ist, daß alle Deutungen als endgültig gelten müssen. Wie in der Einleitung vom Herausgeber selbst gesagt wird, würde der Vergleich mit den sonstigen bereits bekannten Erzeugnissen der so reichen arabischen Spruchliteratur manche Unklarheit besser verstehen helfen. Die vergleichende Spruchforschung ist ja ein sehr vernachlässigtes Gebiet. Den Dank an den verdienten Herausgeber der Sammlung dürfen wir mit dem Wunsch verbinden, daß es ihm möglich sein möge, sich dieses Gebietes anzunehmen, für das er auf Grund seiner bewährten Kenntnis der Materie hervorragend befähigt wäre.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Banguoĝlu, Tahsin: **Altosmanische Sprachstudien zu Süheyl-ü Nevbahar.** Inauguraldissertation Breslau 1938. (161 S.) 8°. Bespr. von Johannes Benzing, Berlin.

Das Altosmanische hat zwar schon viele Turkologen beschäftigt, und wir verdanken den Herren Foy, Brockelmann, Giese, Duda, Zajączkowski wertvolle Studien über diesen nicht nur für die Erforschung des Osmanischen wichtigen Dialekts, aber die Mannigfaltigkeit und das Nebeneinander älterer Formen und jüngerer Neubildungen, deren Mischungsverhältnis je nach den verschiedenen Literaturdenkmälern sich anders darstellt, gibt auf diesem Gebiet noch vielen Untersuchungen Möglichkeit. Der Verfasser des vorliegenden Werks hat sich die Aufgabe gestellt, eine methodische Darstellung des ganzen morphologischen Materials aus dem altosmanischen Werk „Süheyl-ü Nevbahar" zu geben.

In der Einleitung bringt der Verfasser ohne eigene Stellungnahme die Nachrichten und die sich daran knüpfenden Kontroversen über den Autor, das Abfassungsdatum (etwa 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts), Verskunst und Stil, denen sich einige kurze allgemeine Bemerkungen über das Altosmanische anschließen. Er wendet sich darin gegen die m. E. richtige Auffassung, die sprachlichen Abweichungen der altosmanischen Texte auf bestimmte Lokaldialekte zurückzuführen. Wenn er diese Auffassung damit widerlegen will, daß in jedem Texte alle Charakteristika des Altosmanischen in größerer oder kleinerer Zahl, nur mit anderem Mischungsverhältnis, auftreten, so wird man dazu sagen können, daß dies eben eine aus der Mischung verschiedener Lokaldialekte sich ergebende Eigenart ist, die wir an unseren deutschen Dialekten jederzeit studieren können. Wenn der Verfasser aber selbst das Azeri als ein Produkt sekundärer Spaltung des einheitlichen Altosmanischen ansieht, darf er billigerweise dem Türkmenischen die Einordnung ins

Altosmanische nicht versagen; so weit wird man jedoch kaum gehen können!

In den Vorbemerkungen schreibt Banguoğlu: „Der Leser wird wohl in dieser Abhandlung zu viel Systemzwang finden. Dies halte ich für unvermeidlich und wenig gefährlich für Vorarbeiten solcher Art". Man wird dieser Einsicht des Verfassers über ein Zuviel an Systemzwang recht geben müssen; ob er unvermeidlich und für solche Vorarbeiten wenig gefährlich ist, muß jeder selbst entscheiden. Ich persönlich bin jedenfalls der Ansicht, daß er weder das eine noch das andere ist, und ich meine, gerade bei einem noch nicht oder nur wenig bearbeiteten Gebiet sollte weniger systematisiert als registriert werden.

Im Abschnitt I des ersten Teils der Arbeit, der Phonetik, behandelt der Verfasser die Vokale (Vokalharmonie, Rundung, Entrundung, Vokalharmonie bei *-idi*, *-ilä* usw., Fremdwörter, der *e*-Laut in der Stammsilbe, Lautwandel zwischen labialen Vokalen, Palatalisation, Abweichungen beim *ï*-Laut, Schwund der Vokale). Dieser Abschnitt gibt eine gute Zusammenstellung des Vokalismus in „Süheyl-ü Nevbahar". Auffällig ist die Ausführlichkeit, die der Verfasser der Feststellung des *e*-Lautes gewidmet hat. Berücksichtigung des usbekischen und tatarischen Lautbestandes hätte dem Verfasser diese Feststellung sehr erleichtert, die er aus Vergleichen des Neuosmanischen mit den anatolischen Dialekten mühsam erschlossen hat. Unklar bleibt, warum er *gäl-* „kommen" haben will, wo das usb. *kel-*, das tat. *kil-* eindeutig auf *e* hinweisen. Warum *yegit* „Jüngling", das durch das *gtü.yigit* (> tat. *ğiğit*) in seiner Vokalisation festgelegt ist? Es ist mir auch nicht klargeworden, warum *išit-*, *git-* u. a. nicht hierher gehören und Foy diese Erscheinung von *išit-*, *äšit-* usw. mit dem *e*-Laut verwechselt haben soll. Usb. *ešit-*, *ket-* und tat. *išit-*, *kit-* weisen auf die Richtigkeit von Foys Ansicht hin, und wenn gerade diese Worte im Altosm. „auf *i* erscheinen", so ist damit weder bewiesen, daß sie mit *i* statt mit *e* zu lesen seien, noch ist damit gesagt, daß sie nicht vielleicht in noch unbearbeiteten Texten nicht in der Schreibung mit *ä* auftauchen, wie gelegentlich *vär-* statt *ver-* im Süheyl-ü Nevbahar. Ob wir in dem im Abschnitt „Palatalisation" genannten *yōri-* „gehen" eine Palatalisierung des alttürk. *yorï-* zu sehen haben, steht nicht ohne weiteres fest. Bang sah in seinen „Monographien" hierin eine durch das *r* bedingte phonetische Variante zu *yürü-*; im übrigen kann ja auch das *yōri-* Tahsin Beys als *yüri-* gelesen werden. Ebenso unklar ist die Lesung *gōyägü* statt *güyägü*, dessen *ü* in den Türkdialekten festliegt.

Im Abschnitt II werden die Konsonanten behandelt: Konsonanten im Anlaut, im In- und Auslaut. Hier besonders macht sich die Schematisierung des Verfassers direkt störend bemerkbar, der versucht, den altosmanischen Konsonantismus ins System des heutigen Osmanisch zu pressen. Warum soll man nebeneinander vorkommende Schreibungen wie *düšti* und *düšdigin* (S. 69) vereinheitlichen? Die Annahme liegt doch nahe, daß die Türken offenbar nicht wußten, mit welchem der ihnen aus dem arabischen Alphabet zur Verfügung stehenden Zeichen der in solchen Fällen entstehende Laut wiederzugeben sei. Ich kann hier auf das Türkmenische verweisen, das selbst Fremdwörter wie *hatta* „sogar", *tekebbür* „Stolz" als *„hatda, tekepbür"* schreibt. Wenn der Verfasser weiterhin der Ansicht ist, daß Schreibungen wie *ancay-dur*, *oyuncay-dur* (S. 57) mit der natürlichen Aussprache wohl nichts zu tun habe, so ist auch hier zu sagen, daß diese Erscheinung in verschiedenen Türkdialekten gelegentlich vorkommt. Vom *d* als Auslaut meint der Verfasser, daß es nur bei homonymen Worten zur Unterscheidung gebraucht werde, z. B. *at* „Pferd", *ad* „Name", *ot* „Gras", *od* „Feuer". Dies kann richtig sein, aber die von verschiedenen Forschern vorgebrachte Theorie, daß die Schreibung mit *d* in irgendeiner Beziehung zu der ursprünglichen Länge des Vokals stehen müsse, verdient immerhin starke Beachtung.

Der zweite Teil des Werkes ist der Morphologie gewidmet und behandelt Nomen, Pronomen und Verbum nebst der Wortbildung. Hier ist die Art der Anführung der Beispiele ziemlich unpraktisch. Es ist zwar leicht einzusehen, daß die Zitierung längerer Sätze oder die Übersetzung der Beispielzitate den Umfang der Arbeit auf das Doppelte hätte anschwellen lassen, aber im allgemeinen wird man den Text von Süheyl-ü Nevbahar nicht immer zur Hand noch auch die Zeit haben, jedes Beispiel darin nachzuschlagen. Wenn der Verfasser also z. B. beim Dativ bemerkt, daß er gelegentlich für den Akkusativ, Genitiv und Lokativ steht, und als Beispiel nur das betreffende Wort außerhalb des Zusammenhangs vorführt, ist uns nur halb gedient. Ferner springt in diesem 2. Teil ein Hang des Verfassers zum Etymologisieren in die Augen, der manchmal gewagteste Worterklärungen mit größter Selbstverständlichkeit vorträgt, z. B. *uzun* „lang" < *uz* „richtig, gerade, tüchtig", *bïldïrcïn* „Wachtel" < *bïldïr* „vergangenes Jahr", *qïlïč* „Schwert" < *qïl*

„Haar", *dürlü* „allerlei" < *dür-* „aufwickeln, falten", *axtar-* „umstürzen" < *aqït-* „fließen lassen", *bäzän-* „geschmückt werden" < *bez* „Stoff". Diese kleine Auslese aus einer um ein Vielfaches größeren Zahl ähnlicher Fälle möge genügen. Auf S. 82 leistet sich der Verfasser die Behauptung, osttürk. *käl-mäy* entspreche lautlich dem jak. *kil-bät* und osm. *gäl-mäz*, um damit die Ansicht zu stützen, daß ein ursprüngliches *δ* u. U. in denselben Dialekten als *d*, *y*, *z* auftreten könne. Bei den Pronomina fällt auf, daß Tahsin Bey offenbar der Ansicht ist, Formen wie *qullarï* „ihre Sklaven" seien aus **qullarlarï* apokopiert (S. 89). Ähnlich S. 124 *qopasïnï* „für *qopa-sï-sïn-ï*". Eine direkte Umkehrung der Tatsachen ist es aber, wenn er behauptet, Formen wie *čärilär yasaduqta* „in der Zeit, da (als) wir Truppen ausgehoben hatten" seien entstanden aus Ausdrücken wie *yasaduγumuz zamanda*. Dieselbe Behauptung stellt er für *-dikčä* auf (< *-digi* + *gäzčä*). Orchontürkisch und Uigurisch bezeugen, daß im älteren Türkisch Formen wie *-duq* + *da*, *-duq* + *ča* durchaus genügten, erst später empfand der Türke das Bedürfnis, sie durch Einführung eines Beziehungsworts (etwa *zaman*, *gäz* o. ä.) zu verdeutlichen. Auf S. 119 spricht der Verfasser von *q*-Nomen, auf die sich die meisten vokalisch auslautenden mehrsilbigen Wörter zurückführen lassen, und er führt dabei z. B. an: *qurï*, *quru* < *quruγ*, *aγrï* < *aγrïγ*, *qapuγ* < „*qapï*(?)*γ* < *qapa*+*uq*"!

Ich will hier nicht weiter auf kleine und kleinliche Beanstandungen ausgehen. Aber es ist eben schade, daß man durch die vielen Kleinigkeiten, an denen man beim Lesen Anstoß nimmt, der ganzen Arbeit gegenüber etwas skeptisch wird. Das aber verdient die Arbeit Tahsin Beys keineswegs, und das so mühselig und fleißig vom Verfasser zusammengetragene Material hat seinen bleibenden Wert, auch wenn seine volle Ausnutzung infolge der Zitierungsweise etwas erschwert ist. Besonders interessant sind die Futurformen auf *-ïsar* (S. 149), und man möchte gerne wissen, ob die angeführten Beispiele sämtliche im Süheyl-ü Nevbahar vorkommenden sind oder nur eine Auswahl davon. Derartige Zusammenstellungen, wie auch die Liste der Beispiele für den Gebrauch des Instrumentals, des älteren Ablativ-Suffixes (*-din*), des Direktivs (*-rä*) und des Allativs (*-rü*), werden nicht nur für das Studium des Alt- und Neuosmanischen, sondern für die ganze Turkologie Anregungen geben können.

Barthold, Wilhelm: **Herāt unter Ḥusein Baiqara dem Timuriden.** Deutsche Bearbeitung von Walther Hinz. Leipzig: Deutsche Morgenländische Gesellschaft; F. A. Brockhaus in Komm. 1938. (IX, 97 S.) gr. 8° = Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlandes XXII, 8. RM 2.50. Bespr. von J. Rypka, Prag.

Die vorliegende Schrift W. Bartholds hat als eine Fortsetzung seiner Untersuchung über „Ulug Beg und seine Zeit" zu gelten. W. Hinz, der letzteres vor einigen Jahren übersetzt hatte, hat folgerichtig gehandelt, wenn er, um wirklich zur Erweiterung iranischer Geschichtskenntnis außerhalb des russischen Sprachgebiets beizutragen, nun das Bild durch die Übertragung dieser Fortsetzung abrundet. Dieses Bestreben kommt bereits in der Formulierung des deutschen Titels zum Ausdruck, zum Unterschied vom russischen, der „Mīr ʿAlī Šīr und das politische Leben" lautet, dies freilich durchaus einheitlich mit der ʿAlī-Šīr-Festschrift, in der der Aufsatz im Jahre 1928, also ein halbes Jahrtausend nach der Geburt dieses berühmten osttürkischen Dichters und Staatsmannes, erschienen ist. Hintzens Abänderung ist nicht übel und kann glatt angenommen werden, weil Ḥusain Baiqara tatsächlich die Persönlichkeit ist, die die Geschichte Herats in jenen Zeitläuften bestimmte. Freilich ist zu bemerken, daß mit Ausnahme von zwei kürzeren, einleitenden Kapiteln allgemeinen Inhalts es dennoch nicht Ḥusain Baiqara, sondern ʿAlī Šīr ist, nach dessen Lebenslauf („Herkunft und Jugendzeit ʿAlī Šīrs"; „ʿAlī Šīr und Ḥusein Baiqara bis zum ersten Zerwürfnis"; „die Jahre der Entfremdung"; „die letzten Lebensjahre ʿAlī Šīrs") der Rest des Buches eingeteilt erscheint. Barthold selbst widmet den Aufsatz „einer gründlicheren Untersuchung des Lebens der Stadt Herāt unter diesen beiden Männern" (S. 2).

Der Stoff ist ebenso schwierig wie anziehend. Während andere Zeitabschnitte eher an Knappheit der Quellen zu leiden haben, zeichnet sich dieser durch deren Überfluß aus; sie zu sammeln und zu sichten begegnet freilich ganz bedeutenden Hindernissen. Andrerseits muß man sich vergegenwärtigen, daß eben diese Symbiose von Iraniern und Türken eine Glanzzeit für beide Teile darstellt. Herāt, das nach Timurs Ableben Samarqand zu verdrängen begann, erklimmt trotz des machtpolitischen Verfalls der Timuriden nun den Höhepunkt — eine in der Geschichte nicht gerade seltene Erscheinung, daß die politischen Wirren sich für die Ausbildung feiner Gesittung geradezu förderlich erweisen. S. Ḥusain Baiqara, der ein Nachkomme ʿOmar-Šejchs, eines der ältesten Söhne Timurs, war, gelingt es, zwischen Ürgendsch, Hāmūn-See, Astarābād und Kābul als äußersten Punkten ein Reich zu

bilden[1], in dem nach der Beseitigung des letzten Nebenbuhlers in der Person Muḥammad Jādgārs (1470) keine Erschütterungen mehr bis zum Ableben des Herrschers (1506) stattfinden, obwohl dies durchaus nicht damit gleichbedeutend ist, daß er keine Kriege mehr geführt hätte. Im Gegenteil, mit dem Erfolge aber, daß sich weder Ḥusain Baiqara noch seine Söhne „als würdige Gegenspieler" des Özbegenchāns Šajbānī zeigen, indem bereits i. J. 1507 Herāt in dessen Hand gerät.

Was war nun die Rolle ʿAlī Šīrs? Ebenso wie Barthold bestrebt ist, Ḥusain Baiqara und seine Politik den erreichbaren Urquellen getreu zu schildern, setzt er sich als Aufgabe, den überspannten Vorstellungen in bezug auf ʿAlī Šīr geschichtliche Wahrheit entgegenzustellen. Dies geht nicht ohne gründliche Zerstörung von Legenden über einen schwärmerischen und ungewöhnlich friedvollen Gelehrten, als welchen Männer wie M. Nikitskij, Belin, E. G. Browne und L. Bouvat ihn hervorgehoben haben. Überhaupt werden wir gewahr, daß der gleichwohl nicht unbedeutende Einfluß ʿAlī Šīrs am Hofe Ḥusain Baiqaras sich nicht so sehr aus Befugnissen seiner Ämter ergab, als vielmehr „aus der engen Verbundenheit mit dem Herrscher" trotz wiederholter schwerer Zerwürfnisse und anderer Peripetien. Der Nimbus, der bislang die beiden Männer einzeln und miteinander umgab, entschwindet dank den tiefschürfenden und kaum zu widerlegenden Untersuchungen Bartholds unrettbar.

Wäre Barthold ein ebenso gewandter Erzähler wie beispiellos belesener und erfahrener Historiker, so würde die Darstellung jener kaleidoskopisch abwechslungsreichen Geschicke gewiß einem viel weiteren Leserkreis zu Nutz und Frommen gereichen, als dies im gegebenen Falle möglich sein dürfte. Der Beweis für die von mir behauptete Anziehungskraft des Stoffes ist durch dessen wiederholte Behandlung gegeben. Während Kap. I und II („Iranier und Türken"; „die Stadt Herāt und ihre Bedeutung") sich noch gut lesen lassen, muß man die übrigen regelrecht studieren, um nicht gleich auf der nächsten Seite im Meere von Einzelheiten und Eigennamen, die auf einen äußerst knappen Raum zusammengedrängt sind, zu ertrinken. Dabei hat man sich stets vor Augen zu halten, daß, soweit die deutsche Fassung gegenüber der Umschrift lesbarer erscheint, dies dem feinsinnigen Übersetzer und Bearbeiter allein zugute kommt, der auch sonst sich durch die Beigabe von Zeittafel, Übersichtskarte und Register um die Erhöhung der Benutzbarkeit des Buches im weitestgehenden Maße verdient gemacht hat. Mit geringfügigen Unkonsequenzen und (kaum störenden) Druckfehlern (z. B. S. 75, 1; 89, 9; 97 ult. u. a.) brauche ich mich da nicht zu beschäftigen. Die Fachwelt wird W. Hinz für die planvolle Erschließung derart bedeutungsvoller Arbeiten dankbar sein.

1) Die Ausdehnung des Reiches um 1480 wird durch eine Kartenskizze (S. 46) veranschaulicht, aus der auch die Nachbarschaft der Weißen Horde im SW und diejenige eines anderen Timuriden, S. Aḥmad, im NO zu entnehmen sind.

Südasien.

Mackay, Ernest: Die Induskultur. Ausgrabungen in Mohenjo-Daro und Harappa. Leipzig: F. A. Brockhaus 1938. (151 S., 78 Abb., 1 Kte.) 8°. RM 3.15; geb. RM 3.80. Bespr. von L. Alsdorf, Münster (Westf.).

Es ist mit Dank zu begrüßen, daß durch diese deutsche Ausgabe von Mackays 1935 erschienenem Buche „The Indus Civilisation[1]" nunmehr auch einer breiteren deutschen Öffentlichkeit die Möglichkeit geboten wird, sich aus berufenstem Munde über jene erstaunlichen Entdeckungen unterrichten zu lassen, die unsere Kenntnis der ältesten menschlichen Hochkulturen mehr erweitert haben als irgendwelche Grabungen der Nachkriegszeit.

Mackay, der Ausgräber von Kisch, war s. Zt. von Sir John Marshall nach Indien gerufen worden, weil für die Ausgrabungen in Mohenjo-daro[2], die nach ihrer ganzen Art in Indien ohne jeden Vorgang waren, ein Mann mit mesopotamischen Erfahrungen unerläßlich schien. Er hat von 1927—1931, also bis zu ihrer aus Geldmangel erfolgten, nicht genug zu bedauernden Einstellung, die Grabungen in Mohenjo-daro geleitet: der lange erwartete Bericht über diese Ausgrabungen ist erst jetzt, ziemlich gleichzeitig mit dem hier angezeigten Buche, erschienen in zwei prächtigen Bänden[3] vom Format des dreibändigen Marshall'schen Mohenjo-daro-Werkes. Je schwerer zugänglich diese fünf kostspieligen, auch auf so mancher Bibliothek fehlenden Foliobände sind, desto mehr wird auch der Wissenschaftler, namentlich der Vertreter nur benachbarter Fachgebiete, den vom Verlag Brockhaus zu erstaun-

1) Vgl. die (allzu kurze) Anzeige von Strauß OLZ 1936 Sp. 171.

2) *Mohenjo-daro* heißt (entgegen „Induskultur" S. 12) nicht „Ort", sondern „Hügel der Toten".

3) Further Excavations at Mohenjo-daro. Being an official account of Archaeological Excavations at Mohenjo-daro carried out by the Government of India between the years 1927 and 1931. By E. J. H. Mackay. In two volumes with 146 plates. Delhi 1937/8.

lich billigem Preise herausgebrachten schmukken Band willkommen heißen, in dem Mackay eine wesentlich aus der Sicht des Ausgräbers geschriebene, ebenso umfassende wie gründliche Darstellung der Induskultur gibt. In der Tat mag man sich hier und da fragen, ob nicht an Einzelheiten und technischen Dingen für den Laien des Guten schon zu viel gebracht ist, während man anderseits für diesen die großen Zusammenhänge, die überragende Bedeutung der Indus-Funde für die Geschichte Indiens und die älteste Menschheitsgeschichte überhaupt, etwas wirkungsvoller herausgearbeitet sehen möchte; doch ist natürlich mindestens der erste dieser Nachteile für den Wissenschaftler nur ein Vorzug.

Auf die zahlreichen offenen Fragen und umstrittenen Probleme einzugehen, ist hier nicht der Ort. Etwas größere Zurückhaltung wäre vielleicht in dem natürlich besonders schwierigen Kapitel über die Religion zu wünschen. Hier scheint mir z. B. die Sicherheit, mit der M. die bekannte Kalkstein-Statuette als Götterbild bezeichnet, nicht gerechtfertigt: denn daß das Kleeblattmuster des Gewandes religiöse Bedeutung habe, ist wiederum eine vielleicht nicht unwahrscheinliche, aber durch nichts bewiesene Behauptung. Im besten Falle wahrscheinlich, aber unbeweisbar ist ja fast alles, was wir, hauptsächlich aus den so rätselhaften Siegeln, über die Religion der Indusleute zu erschließen versuchen.

Noch nicht verwerten konnte Mackay den hochinteressanten Aufsatz von C. L. Fábri, „The Cretan Bull-Grappling Sports and the Bull-Sacrifice in the Indus Valley Civilisation" (Annual Report of the Archaeol. Survey of India 1934/5 S. 93—101, Delhi 1937): der Nachweis bis in alle Einzelheiten mit kretischen Darstellungen übereinstimmender Stierspiele und -opfer auf Siegeln und Siegelabdrücken von Mohenjo-daro[1] gibt uns, wenn ihn, wie zu hoffen, weitere Funde bestätigen, das erste Stück wirklich ganz festen Bodens unter die Füße. Ohne Zweifel wird man nun eifrig nach weiteren Beziehungen zwischen kretischer und Indus-Kultur suchen. Eine solche bietet sich vielleicht schon in der Eigentümlichkeit dar, die die indischen Ausgrabungen am schärfsten von denen Mesopotamiens (und Ägyptens) scheidet. Man hat sich immer darüber gewundert, daß man (auch jetzt) „noch" kein Gebäude gefunden hat, das man mit Sicherheit als Tempel ansprechen könnte. Daß Ununterscheidbarkeit des Grundrisses von dem des Privathauses daran schuld sein sollte, halte ich für ganz unwahrscheinlich; vielmehr scheint mir sicher, daß, wenn es am Indus etwas den ragenden Zikurrats, den Kolossalbauten der Tieftempel Mesopotamiens irgend Vergleichbares gegeben hätte, man es unbedingt in Mohenjo-daro gefunden hätte: ja das Fehlen derartiger Monumentalbauten dürfte mit daran schuld sein, daß überhaupt die Induskultur bis 1922 unentdeckt bleiben konnte. Genau das gleiche Fehlen monumentaler Tempelbauten beobachten wir aber auch in Kreta.

Nach dem Erscheinen des englischen Originals hat Mackay 1935/6 im Auftrage der School of Indic and Iranian Studies und des Museum of Fine Arts, Boston, in Chañhu-daro, 130 km südsüdöstlich von Mohenjo-daro, gegraben. Die deutsche Ausgabe enthält auf S. 20f. einen kurzen Hinweis auf diese Grabungen und ist — besonders erfreulich! — durch 22 Abbildungen aus Chañhu-daro bereichert. Im übrigen ist freilich der Text anscheinend nicht neu überarbeitet worden[1]. So liest man S. 83 oben noch, es sei schwer zu sagen, mit welchem Gerät die Steinperlen durchbohrt wurden, doch sei es wahrscheinlich ein Kupferbohrer gewesen, während uns Chañhu-daro die tatsächlich benutzten steinernen Bohrer in Fülle geliefert hat (JAOS 57/1937 S. 6f.). Auch ein Hinweis auf das wichtigste Ergebnis von Chañhu-daro, die Lagerung der sogen. Jhukar-Kultur über den Mohenjo-daro entsprechenden Schichten, ist unterblieben. So ist denn auch — wie schon im Titel — noch die Bezeichnung „Indus-Kultur" beibehalten, die Mackay neuerdings, angesichts der Mehrzahl vorgeschichtlicher Kulturen des Indusgebiets, in Anlehnung an den mesopotamischen Brauch der Benennung nach dem ersten Fundort, durch „Harappa-Kultur" ersetzt hat.

Eine sehr wesentliche Verbesserung gegenüber der englischen Ausgabe stellen in der deutschen die Abbildungen dar. Abgesehen von dem Hinzukommen der 22 aus Chañhu-daro sind auch die wiederholten alle merklich, einzelne aber um mehr als das Vierfache vergrößert und so erst wirklich brauchbar geworden. Trotzdem werden nicht alle Wünsche

1) Fábri konnte zu seinen Nachzeichnungen nur die „Field numbers" angeben, nach denen in dem mittlerweile erschienenen Tafelwerk die Originalabbildungen, besonders der beiden Siegel, sehr schwer zu finden sind. Ihre Nummern sind daher vielleicht nicht unerwünscht: Fábri Abb. 3 links = Further Exc.Taf. CII No. 5a; 3 rechts = Taf. XCVI 510; Abb. 6 oben = LXXXVIII 279, Mitte = XCII 11b, unten = XCII 12a (vgl. auch XCI 4c ?).

1) Hinzugekommen sind noch die 4 Zeilen S. 9 unten über die Ausgrabungen von M. S. Vats in Rangpur, durch die die Induskultur nun auch in dem so weit südöstlich gelegenen Kathiawar nachgewiesen ist.

erfüllt. Unverzeihlich ist — besonders angesichts der gerade darin mustergültigen großen Werke — das Fehlen jeglicher Pläne: ein Situationsplan, einer des Großen Bades und einer eines typischen Hauses wären mindestens zu fordern gewesen. Die berühmte Tänzerin hätte keinesfalls unterschlagen werden sollen, und die zahlreichen Siegel, die im Text ohne Abbildung eingehend beschrieben sind, hätten sich bequem auf nur einer weiteren Tafelseite — evtl. unter Verzicht auf anderes — bringen lassen; anderseits fehlt auf S. 84 bei der Beschreibung des Speckstein-Brustschmuckes der Hinweis auf Abb. 68.

Leider ist die deutsche Übersetzung nicht immer so treffend und genau wie es zu wünschen bzw. bei einem wissenschaftlichen Werke zu fordern wäre. Die stehende Wiedergabe von *interesting* mit „reizvoll" oder „von hohem Reiz" wird wohl nicht nur dem Ref. als Entgleisung erscheinen. „Lehmstein" statt des üblichen „Lehmziegel" für *unburned* (bzw. (*mud-*) *brick* scheint mir wenig glücklich. Doch ich sehe von zahlreichen Kleinigkeiten ab, um einige direkte Fehler richtigzustellen. S. 11, Z. 10 von unten lies *tiefsten* statt *tieferen* (*lowest*). S. 14 Z. 4 ist die entscheidend wichtige, unentbehrliche Datumsangabe „c. 2550 B.C." offenbar versehentlich weggelassen. S. 11 Mitte: *some thousand years* heißt, wie auch der Zusammenhang ganz klar zeigt, nicht „einige" sondern „ungefähr 1000 Jahre" S. 19 Mitte: „daß das Gebäude unter dem Stūpa auf einem etwa sechs Meter hohen künstlichen Hügel errichtet und aus Lehmsteinen gebaut ist": nicht das Gebäude, sondern der Hügel besteht aus Lehmziegeln! (. . . *is erected on an artificial hill about* 20 *feet high and composed of mud-brick*). S. 31 Z. 3 lies „gebrannten" statt „ungebrannten Ziegeln". S. 43 unten ist die Angabe des Originals weggelassen, daß der beschriebene Bau in Harappa, nicht in Mohenjo-daro steht! S. 46 hat mangelnde Sachkenntnis zu Fehlübersetzung von engl. *destination* geführt: „Leider hat der Hügel so unter der Abspülung gelitten, daß der eigentliche Zweck dieses Raumes sich nicht mehr bestimmen läßt", richtig und genauer: „leider machte es . . . . . unmöglich festzustellen, wohin dieser Abzugskanal (*culvert*) schließlich führte". S. 58 Z. 8 lies „der" statt „den Angebeteten". S. 62 Z. 6f. erscheint der *humped bull* als „Stier mit Höckern" — eine „reizvolle" zoologische Neuheit! Völlig sinnlos und im Zusammenhang unverständlich ist S. 72, 9ff.: „Ein weiteres Amulett aus derselben Stadt zeigt den Kultgegenstand stets in Verbindung mit dem Urstier, während . . ."; „. . . . *shows the cult-object invariably associated with the urus-bull*" heißt natürlich „zeigt den immer mit dem Urstier in Verbindung stehenden [d. h. auf allen sog. „Einhorn"-Siegeln vor dem Tier stehenden] Kultgegenstand". S. 74, 8 von unten: „die Tierverehrung bildet eine Eigentümlichkeit" nicht „sehr urtümlicher", sondern „der meisten urtümlichen (*most primitive*) Gemeinwesen".

Das Angeführte ist nur eine Auswahl dessen, was bei einer hoffentlich einmal nötigen Neuauflage eine gründliche Revision der Übersetzung wünschenswert erscheinen läßt. Diese Schönheitsfehler mindern jedoch nicht den Wert von Mackays Arbeit, der eine weite Verbreitung auch unter den Nicht-Indologen und in dem ganzen Kreise der geschichtlich und kulturgeschichtlich interessierten Gebildeten zu wünschen ist.

Sharpe, Elizabeth: **The great Cremation Ground** (Mahâśmaśâna). A critical Dissertation on Indian Philosophy. Part I. The Upanishads. Part II. The Philosophy of the Jains. London: Luzac & Co. 1938. (48 S.) 8°. Bespr. von Hermann Weller, Tübingen.

Der unheimliche Titel will offenbar nichts weiteres bedeuten als „das wahre Benares" im Sinne der endgültigen erlösenden Schau. Auch in dieser kleinen Schrift hat die Verf.n, die schon eine ganze Reihe von Büchern über indische Philosophie und Religion veröffentlicht hat und in den angehängten "Reviews" wegen ihres Wissens und ihrer Sympathie für Indien gerühmt wird, weltanschauliche Probleme behandelt. Sie legt in etwas aphoristischer Art einige Hauptlehren der Upanischaden dar, um dann abschließend deren Systemlosigkeit und Pessimismus zu verurteilen, während sie den Lehren des Dschainismus, den sie im Gegensatz zu den Upanischaden für dualistisch und optimistisch hält, als einer „veredelnden und ermutigenden Lebensphilosophie" freundlich gegenübersteht.

Die Verf.n verfügt zweifellos über eine weitreichende Kenntnis indischer Philosophie, und ihr mehr in populärem Stil geschriebenes Buch mag immerhin anregend wirken. Der Fach-Indologe wird freilich vielfach anderer Ansicht sein. Indes darf man nicht vergessen, daß es außerordentlich schwer ist, das Wesen einer Upanischad oder eines religiösen Systems in kurzen Zügen zu kennzeichnen.

Auf dem Studium der Urquellen scheint diese Schrift nicht zu beruhen: das glaube ich aus dem „Dank für Durchsicht der Sanskritwörter" schließen zu dürfen. Nach den zahlreichen Vorarbeiten über indische Philosophie ist es nun freilich nicht durchaus notwendig, zuerst die alten Quellen zu studieren, um über einen solchen Gegenstand schreiben zu können, aber vorsichtiger ist es immerhin, auch

vor Inangriffnahme einer populären Darstellung, von der altmodischen philologischen Kritik der Urtexte auszugehen. Die von der Verf.n zitierte Bhagavadgītā-Strophe III, 35 sagt z. B. etwas ganz anderes als "one's own religion is better than that of another, for the religion of another brings fear": es ist vielmehr mit Garbe zu übersetzen: „Besser ist die mangelhafte [Erfüllung der] eigenen Pflicht als die rechte Ausübung der Pflicht eines andern! Besser der Tod bei der [Erfüllung der] eigenen Pflicht! Die [Erfüllung der] Pflicht eines anderen bringt Gefahr." Das Wort *dharma* hat allerdings auch die Bedeutung „Religion"; nach dem ganzen Zusammenhang ist aber hier von Pflicht die Rede; eine solche ist die zum Grundthema gehörende Kriegerpflicht Arjunas.

Die Frage: Was ist Pessimismus in der indischen Philosophie und Aszetik? scheint mir übrigens noch nicht ganz entschieden. Auch hier muß die Quellenkritik maßgebend sein, ebenso, wie in der Frage: Wo beginnt der Hinduismus?

Die Verf.n, die auf dem Boden einer praktischen Weltauffassung steht, beabsichtigt, ihre kleine Schrift zu einem umfangreichen Werke zu erweitern.

Régamey, K.: Three Chapters from The Samādhirājasūtra. Warszawa: Nakładem Towarzystwa Naukowego Warszawskiego Wydane Z Zasiłkiem Kasy im. Mianowskiego 1938. (113 S.) gr. 8° = The Warsaw Society of Sciences and Letters Public. of the Oriental Commission Nr. 1.

— **The Bhadramāyākāravyākaraṇa.** Introduction, Tibetan Text, Translation and notes. Warszawa: Nakładem Towarzystwa Naukowego Warszawskiego 1938. (II, 136 S.) gr. 8° = The Warsaw Society of Sciences and Letters Public. of the Oriental Commission Nr. 3. Złoty 10 —. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Das erste Werk ist eine Art Vorarbeit für eine kritische Ausgabe des vollständigen Textes des Samādhirājasūtra, eines der „9 Dharmas" von Nepal. Es bietet als Probe die drei philosophischen Kapitel 8, 19 und 21 des Buches im Sanskrit und tibetischen Text, nebst einer englischen Übersetzung. Diese Kapitel sind ausgewählt, weil gerade sie ein annäherndes Bild von der eigentlichen Lehre des Sūtras vermitteln. Der hier in Umschrift gebotene Text ist für den Sanskrit-Teil nach 4 Handschriften (3 in Paris, 1 in Cambridge, Engl.) und für den tibetischen Teil nach den Drucken von Narthang und Peking hergestellt. Für die Bearbeitung ist im weiteren tiefgehendst der nur in tibetischer Version vorhandene Kommentar des Mañjuśrīkīrti (Mdo. 'agrel 38) herangezogen worden, während zum Vergleich der chinesische Text nach Taishō 639 benutzt wurde. Sehr gut gestaltet sich die Gegenüberstellung (S. 29—59) des Sanskrit- und tibetischen Textes. Vorangesetzt ist eine ausführliche Einleitung über die Versionen, die Metrik, Sprache und Orthographie des Textes. Der Übertragung ins Englische (S. 63—97) folgt der Index, Sanskrit-Tibetisch-Chinesisch, der in eine Gruppe Eigennamen und eine Gruppe Termini technici gegliedert ist. Ihm schließt sich noch ein Verzeichnis der vorkommenden chinesischen Termini (auch mit chinesischen Schriftzeichen) an.

Die zweite Arbeit desselben Verf. befaßt sich mit einem kleineren Text der Ratnakūṭa-Gruppe des buddhistischen Kanons. Es handelt sich um den 21. Traktat dieser Abteilung, dessen Sanskrit-Original verlorengegangen ist. Der auf den S. 19—52 wiedergegebene tibetische Text, in Umschrift, beruht auf der eingehenden Durcharbeitung der Berliner Handschrift und der Drucke von Narthang und Peking (die aus der Bibliothèque Nationale, Paris, zur Verfügung standen). Die chinesische Version des literarisch verhältnismäßig sehr seltenen Textes, die in zwei Varianten vorliegt, ist nach Taishō 324, XII, 31a—37a und Taishō 310 (21), XI, 486b—492b, verglichen worden. An Registern sind hier — wie in der erstgenannten Arbeit — vertreten ein Verzeichnis der Eigennamen (Sanskrit-Tibetisch), der Fachausdrücke (Sanskrit-Tibetisch), der chinesischen Termini (mit Schriftzeichen) und eine Konkordanz über die Entsprechungen der einzelnen Paragraphen des tibetischen Textes mit den zwei chinesischen Versionen.

Beide Arbeiten Régameys lassen eine saubere, zuverlässige Durcharbeitung, Darstellung und Anordnung des Stoffes erkennen und werden so dem Fachwissenschaftler nützen.

Ostasien.

Gardner, Charles S.: Chinese Traditional Historiography. Cambridge: Harvard University Press 1938. (XIII, 120 S.) 8° = Harvard Historical Monographs XI. $ 1.25. Bespr. von O. Franke, Berlin.

Es ist nicht leicht, diesem Buche gerecht zu werden. Man findet darin manche wichtigen Dinge, die man nicht erwartet, und man erwartet wichtige Dinge, die man nicht darin findet. Der Titel kündigt eine Untersuchung über Sinn und Methode der chinesischen Geschichtschreibung an, wie sie durch die Generationen hindurch überliefert sind, aber was der Verf. gibt, ist mehr eine Bibliographie und Literaturgeschichte. Er kann sich dabei allerdings auf die ersten Sätze seines Vorwortes berufen, in denen es heißt: „Dieses Buch zielt auf die systematische Darstellung eines Teiles jener allgemeinen Ideen, die das notwendige Gepäck jedes Historikers sind, der mit den chinesischen Quellen arbeiten will. Es ist in erster Linie dazu bestimmt, den Pfad des sinologischen Neulings zu ebnen usw." Nach

dieser, allerdings nicht ganz klaren, Zweckbestimmung scheint der Verf. nur die Absicht gehabt zu haben, dem Leser eine Vorstellung von Wesen und Anordnung des historischen Schrifttums der Chinesen zu übermitteln, und diese Aufgabe hat er — das soll nicht in Abrede gestellt werden — befriedigend gelöst. Aber dann wäre es besser gewesen, den Titel des Buches einzuschränken, denn über die Vorstellungen und Ziele, die den chinesischen Geschichtschreiber überlieferungsmäßig leiten und die doch natürlich den wichtigsten Teil des Gegenstandes bilden, sagt er nichts.

Wer das Wesen der chinesischen Geschichtschreibung erfassen will, der muß sich zuerst klar darüber sein, wie sie entstanden ist und welches ihre Aufgabe war. Der Chronist im Altertum — er führte denselben Namen, *schi* 史, den der Historiker heute noch führt — war Priester, Astrolog, Wahrsager und Archivar in einer Person. Was er aufzeichnete, waren in erster Linie die Handlungen, die guten wie die schlechten, der Regierenden, vor allem der Fürsten, und diese Aufzeichnungen waren zugleich Urteile über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit jener Handlungen, je nachdem, ob sie mit dem *t'ien tao*, den Normen des Himmels, im Einklang standen oder nicht. So wurde der Chronist Richter über das Verhalten des Herrschers und seiner Regierung. Daher das hohe Ansehen seines Amtes, daher aber auch die beständige Gefährdung seiner Person. Dieses Richteramt, verbunden mit allen den Gefahren, die von beleidigten Trägern der staatlichen Macht her drohten, hat Sinn und Form der chinesischen Geschichtschreibung in langen Zeiträumen der Entwicklung bestimmt. Es ist der Ursprung jenes berüchtigten Systems des *pao-pien* 褒貶, des „Lobens und Tadelns", das uns zuerst im Tsch'un-ts'iu entgegentritt und das dann, verblaßt wohl und vielleicht zuweilen kaum noch im Bewußtsein des Chronisten lebend, wie ein Schatten über der ganzen späteren Geschichtschreibung geschwebt hat. Ssĕ-ma Ts'ien erklärt noch ausdrücklich, daß er es für seinen Beruf halte, das Richteramt des Tsch'un-ts'iu weiterzuführen (s. Schi-ki Kap. 130 fol. 9r°), und Tschu Hi hat in einer für unser Empfinden anmaßenden Weise das Tsch'un-ts'iu geradezu nachgeahmt[1]. Die Entstehung des *pao-pien*-Systems aus dem Richteramt des Chronisten, die Weiterwirkung in der späteren Geschichtschreibung, die Stellung der größten chinesischen Historiker dazu, wie Ssĕ-ma Ts'ien, Pan Ku, Liu Tschi-ki, Ssĕ-ma Kuang, Tschêng Ts'iao u. a., das sind die Kernfragen für eine Untersuchung der überlieferungsmäßigen chinesischen Historiographie, aber in Gardners Buch findet man nichts darüber. Ja noch mehr als das: er lehnt es ausdrücklich ab, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Auf S. 13 weist er auf das Tsch'un-ts'iu hin und zugleich auf den Grundsatz, daß „es eine Aufgabe und Verantwortlichkeit des Historikers sei, Lob und Tadel in angemessener Weise zuzuteilen", aber dann kommt die überraschende Erklärung, daß „die Weiterverfolgung der Wandlung und Entwicklung dieser Vorstellungen, die eine hervorragende Rolle in der Geschichte der chinesischen Historiographie gespielt haben, völlig außerhalb des Bereichs der vorliegenden Abhandlung liegt!" Es ist wie wenn jemand ein Lehrbuch der Physik schreibt, aber die Elektrizität für außerhalb seines Bereichs liegend erklärt. Unter solchen Umständen wird denn auch eine so erstaunliche Behauptung möglich wie der Verf. sie im Eingang des 2. Kapitels (S. 7) aufstellt: „Insofern die menschliche Natur überall in der Welt im wesentlichen dieselbe ist, sind denn auch die Geschichtschreiber Chinas und des Westens von Antrieben bewegt worden, die in der Hauptsache identisch sind." Ganz so einfach liegen die Dinge nun doch nicht. Hätte sich der Verf. ein wenig um die deutsche sinologische Literatur bemüht — er kennt nur die englische und französische, von deutschen Arbeiten zitiert er ein paar, die mit dem Gegenstande nur ganz lose Berührung haben und deren Titel ihm anscheinend durch irgendeinen Zufall bekannt geworden sind —, so würde er über die großen Grundfragen und über manches andere in seinem Buche Material in Fülle gefunden haben, das ihm vielleicht doch zu denken gegeben hätte.

Wir haben uns zunächst mit den Schwächen von G.s Buch beschäftigen müssen, die weitere Lektüre gibt sehr viel weniger Anlaß zu Bedenken und bringt zahlreiche Zeugnisse für eine eindringende Beschäftigung mit der geschichtlichen Literatur, mag auch manches in den Ausführungen nicht ganz an seinem Platze sein. Der Stoff ist in sieben Kapitel gegliedert: 1. Die neue historische Schule, d. h. die während der letzten zwanzig Jahre (doch wohl etwas länger!) unter abendländischem Einfluß entstandene Art der Geschichtsbetrachtung und Darstellung, um die es sich aber hier natürlich nicht handeln kann, denn sie ist nur zu einem verschwindenden Teil „überlieferungsmäßig". 2. Beweggründe und Ziele der Geschichtschreibung; nach dem eben Gesagten der

1) Vgl. die Abhandlung „Das Tsĕ tschi t'ung kien und das T'ung kien kang mu, ihr Wesen, ihr Verhältnis zueinander und ihr Quellenwert" (S. B. Preuß. Ak. d. W. 1930 S. 125ff.).

schwächste Teil. 3. Textkritik, in der die Chinesen von jeher viel Gutes geleistet haben. 4. Geschichtliche Kritik, d. h. Kritik der Tatsachen und ihrer inneren Wahrscheinlichkeit. 5. Die Synthese, d. h. Technik der Darstellung. 6. Der Stil, ein äußerst schwieriges Gebiet, auf dem der Ausländer seinem chinesischen Kollegen immer den Vortritt lassen soll. Versuche abendländischer Sinologen, aus dem Stil und der Wortwahl weitgehende historische Schlüsse zu ziehen, sind als mißglückt zu betrachten und werden von den Chinesen mit Recht abgelehnt. 7. Formale Anordnung der historischen Werke, ein rein bibliographisches und literargeschichtliches Kapitel, das aber, namentlich für den Anfänger, viel nützliches und wertvolles Material enthält. Ein guter Index am Schluß soll nicht unerwähnt bleiben.

Wegen seiner klaren Übersicht, seiner treffenden Hinweise auf die (äußeren) Eigentümlichkeiten chinesischer Historik und der steten Heranziehung der modernen chinesischen Fachliteratur ist G.s Buch zweifellos ein wertvolles Hilfsmittel für jeden, der die einheimische Geschichtsliteratur systematisch benutzen will. Erörterungen wie die über chinesische Anschauungen in Fragen der Verfasserschaft, die einmal dem Namen des angeblichen Verfassers eines alten Werkes übertriebene Bedeutung beilegen und dann wieder nichts dabei finden, wenn eine hochstehende Persönlichkeit als Verfasser eines Werkes figuriert, das von anderen geschrieben ist (S. 23f.); oder die Darstellung des technischen Druckverfahrens (S. 47f.), oder die Bemerkungen über ungeschriebene Gesetze der historischen Kritik bei den Chinesen (S. 68) u. a. verdienen alle Beachtung durch den Sinologen. Was den zuletzt erwähnten Punkt, die Kritik der Tatsachen und ihrer inneren Wahrscheinlichkeit, angeht, so gibt G., ohne es zu wollen, ein gutes Beispiel dafür, wie solche Kritik zuweilen in die Irre gehen kann. In der bekannten Streitfrage über die Bewertung des Charakters und der Tätigkeit Liu Hins und über K'ang Yu-weïs scharfe Kritik an beiden führt G. als Beispiel einer solchen erfolgreichen Kritik die Angaben von Maspero in seiner Abhandlung „La Composition et la date du Tso tchouan" an, daß Liu Hins Bearbeitung des Tso tschuan 15 bis 20 Jahre vor der Usurpation Wang Mangs erfolgt sei, daß Liu Hins Antrag, das Tso tschuan in den Kanon aufzunehmen, unmittelbar vor seinem Weggang vom Hofe i. J. 6 v. Chr., etwa ein Jahr nach dem von Wang Mang, gestellt worden sei, und daß Wang Mangs Rückkehr zur Macht damals in keiner Weise vorauszusehen gewesen sei. Von politischen Interessen bei der Bearbeitung des Tso tschuan durch Liu Hin könne also keine Rede sein. Wer Wang Mangs Lebensbeschreibung in Kap. 99, a—c in Ts'ien Han schu, wohl das maßgeblichste Dokument, im Zusammenhange liest, wird ein wesentlich anderes Bild von den Dingen bekommen. Wang Mangs „Usurpation" begann nicht i. J. 9 n. Chr., dem ersten seiner Dynastiegründung, sondern i. J. 22 v. Chr., als sein Oheim Wang Fêng starb. Von da ab hat der verschlagene Intrigant durch eine ununterbrochene Kette von Listen, Schmeicheleien, Bestechungen, Verleumdungen und Gewalttaten sein unverrückbares Ziel der höchsten Machtstellung verfolgt, bis er es i. J. 9 n. Chr. erreichte. Schon 25 Jahre vorher war er, wenn nicht der mächtigste, jedenfalls der gefürchtetste Mann am Hofe, und wenn er, etwa 4 v. Chr., sich für drei Jahre in sein Lehen zurückzog, so war das nichts anderes als eine der zahllosen Komödien, die er spielte, weil sie ihm für seine Zwecke nützlich schienen; seine Rückkehr in die Hauptstadt war nicht bloß wahrscheinlich, sondern absolut sicher. Gerade in jener Zeit aber war Liu Hin, der Renegat und Verräter seiner Familie, ein Mitglied jenes engen Kreises von Vertrauten, die dem Usurpator den Weg bahnen halfen. Die Lebensbeschreibung nennt diese Personen mit Namen und deutet bei jeder ihre Tätigkeit an. „Liu Hin", so heißt es, „mußte den Schriftstücken die literarische Form geben" (典文章 s. Ts'ien Han schu Kap. 99a fol. 6r°)[1]. Daß Liu Hins Interesse am Tso tschuan nichts mit seinem Verhältnis zu Wang Mang zu tun gehabt haben sollte, ist hiernach sehr unwahrscheinlich. Man mag über K'ang Yu-weïs politische Theorien denken wie man will, man soll ihn aber nicht für so töricht halten, daß er die Texte der Han-Annalen nicht genau gekannt hätte. Auch die Meinungen der „sinologischen Titanen vom Collège de France", die für G. die letzte Autorität darstellen (S. 19 Anm. 3), sind nicht jeder Zweifelsmöglichkeit entrückt.

G.s Werk als Ganzes dürfte es wohl verdienen, weiter entwickelt zu werden.

Rumpf, Fritz: Japanische Volksmärchen übers., ausgewählt und eingeleitet. Jena: E. Diederichs [1938]. (340 S., 1 Abb.) 8° = Die Märchen der Weltliteratur, hrsg. von Friedr. von der Leyen. RM 5 —. Bespr. von W. Eberhard, Ankara.

Dieses Buch füllt wirklich eine Lücke aus, und wir sind dem Verlag dankbar, daß er die

1) Eine vollständige Übersetzung und Erklärung der Lebensbeschreibung Wang Mangs ist jetzt von Hans O. H. Stange veröffentlicht worden, „Die Monographie über Wang Mang" (Abhdlg f. d. Kunde d. Morgenlandes XXII, 3. 1939), s. S. 14f. Das Buch ist allerdings auch deutsch geschrieben!

„Märchen der Weltliteratur" um diesen Band bereichert hat. Tatsächlich lagen vorher in europäischen Sprachen keine Märchensammlungen aus Japan vor, die den Anspruch erheben konnten, wirklich eine größere Menge echter japanischer Märchen zu bringen. Es ging dem japanischen Märchen genau wie dem chinesischen: man verwechselte Nacherzählungen von Dramen, Romanen und Novellen mit Märchen, man stellte sich vor, daß statt des Märchens die Fuchsgeschichte, die Erzählung von heroischen Taten der Ritter und ihrer Gefolgsleute typisch für das japanische Volk seien, so wie man dachte, daß die Zaubergeschichte, die Fuchsnovelle und die Erzählungen von treuen Beamten typisch für China seien. R. bringt in seiner Sammlung keine einzige Fuchsgeschichte. Er sagt, daß diese einem anderen Kreis angehören. Genau so in China. Die Fuchsgeschichte ist ein typisches Produkt der städtischen Oberschicht, sie gibt dem Literaten die Möglichkeit, seltsame Liebesabenteuer zu erzählen, sie gehört der Klasse an, die wirtschaftlich imstande war, die Freudenhäuser und die Kurtisanen zu besuchen. R. bringt auch keine typischen Rittererzählungen. Wohl kommen gelegentlich bei ihm Ritter vor, aber sie sind nicht viel anders dargestellt, als ein besonders reicher Bauer, und nichts besonders ritterlich-heroisches wird von ihnen berichtet. Die Rittergeschichte gehört ebenfalls einem anderen Kreis an, der Ritterklasse selbst und dem oberen Bürgertum, so wie in China die Geschichten vom treuen, pietätvollen und loyalen Beamten, der all seine Prüfungen besteht, zum Bürgertum gehört: solche Geschichten sind keine echten Märchen. Was übrigbleibt, das echte Märchen, wie es bei den Bauern und im unteren Volk lebt, ist dann etwas, das uns völlig bekannt vorkommt.

Es ist sehr auffallend, daß der größere Teil der Märchenmotive Japans den chinesischen gleich ist. R. weist darauf hin und betont, daß es sich hier nicht um Gut handeln kann, das der Buddhismus mitgebracht hat in beide Länder — auch in Japan ist das buddhistische Märchen- und Legendengut klar abzutrennen von dem einheimischen —, daß es sich auch nicht um späte Übertragungen handeln kann. Er sagt, die „gemeinsamen Motive gehen auf eine Zeit zurück, da Japaner und die Bewohner der südlichen Hälfte des chinesischen Reiches noch eine volksmäßig homogene Einheit bildeten." Das ist ganz zweifellos zutreffend. Die Ähnlichkeiten, die bestehen, sind nur zwischen süd- und mittelchinesischem Märchen einerseits und japanischem andererseits, nicht zwischen nordchinesischem und japanischem. Auffallend ist nur, daß unter den gemeinsamen Motiven auch Dinge vorkommen, die zweifellos zur Hochkultur gehören (S. 131: die Schlangen, die sich in Gold verwandeln, wobei Gold als Wertmesser vorausgesetzt werden muß; S. 252 die Geschichte vom dummen Jungen, wo eine Schmiede erwähnt wird, außerdem Hochzeitszug und Trauerzug; S. 262 die Geschichte vom mißverstandenen Spiegelbild, wo ein Spiegel aus Metall vorausgesetzt wird). Vielleicht müssen wir doch annehmen, daß die Kontakte zwischen Japan und Mittel- oder Südchina sich über eine sehr lange Zeit ausgedehnt haben, etwa so, daß einige der Geschichten von Handwerkern oder anderen, die nach Japan übergesiedelt sind, mitgebracht wurden.

Sehr interessant ist die kleine Sammlung von Ainumärchen, die am Ende der Sammlung neben einigen Märchen der Seiban (auf Formosa) angefügt ist. Abgesehen von der Form (sie sind zum Teil in einer Art epischer Form erzählt) sind sie inhaltlich wichtig. Auch in ihnen treten zahlreiche Dinge auf, die jedenfalls heute nicht mehr zur Ainukultur gehören (z. B. S. 299 das Pferd aus Gold und das Pferd aus Silber, oder S. 301 die Steinkisten und die Metallkisten). Soll man ohne weiteres annehmen, daß diese Motive aus dem japanischen Märchen stammen, wiewohl der ganze Zusammenhang der Märchen echt zu sein scheint?

Die Anmerkungen zu den einzelnen Märchen bringen außer der Quellenangabe die wichtigsten weiteren Belege innerhalb Japans und die wichtigsten Parallelen außerhalb Japans. Dies erhöht den wissenschaftlichen Wert des Buches außerordentlich.

Kaempf, Dr. jur. Christoph: **Der Wandel im japanischen Staatsdenken der Gegenwart** unter besonderer Berücksichtigung der Stellung des Tennô. Leipzig: F. Meiner 1938. (XV, 76 S.) 8° = Abhandl. d. Institut f. Politik, ausländ. öffentl. Recht und Völkerrecht an d. Univ. Leipzig, N. F. Heft 1. RM 4.50. Bespr. von R. Schüffner, Berlin.

Rassebewußte Völker besitzen eine eigene Staatsauffassung. Ein lehrreiches Beispiel hierfür bietet uns das japanische Volk.

Die Berührung mit dem Okzident und Übernahme seiner Einrichtungen, u. a. der äußeren Formen der liberalistisch-demokratischen Verfassung, vermochten nicht das in 2600jähriger Geschichte gewordene Staatsgefüge jenes fernöstlichen Inselreiches zu erschüttern, das laut Art. 1 seiner Verfassungsurkunde „beherrscht und regiert wird durch die für ewige Zeiten ununterbrochene Tennō-Dynastie".

Im Tennō als dem direkten Nachkommen der Sonnengöttin Amaterasu, der Ahnmutter des ganzen Volkes, verkörpert sich die japa-

nische Reichsidee. Er sorgt gleichsam wie ein Vater für das Wachsen und Gedeihen der Volksgemeinschaft, in welcher der einzelne als Glied der durch den Shintō, den Staatskult, zusammengehaltenen großen Familie dem Wohle des Ganzen dient. Der Tennō ist das Haupt des japanischen Reiches und repräsentiert den völkischen Willen, Yamato-damashii oder auch Kōdō genannt. Bei der Leitung der Staatsgeschäfte stehen ihm mehrere Einrichtungen zur Seite. Zu seiner persönlichen Beratung dienen der Geheime Staatsrat (Sumitsu-in) und der Rat der alten Staatsmänner (Genrō). Bei der Gesetzgebung unterstützt ihn der Reichstag (Gikai). Die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung leiten die Mitglieder (Daijin) des Kabinetts (Naikaku). Bei der Friedenswahrung vertreten ihn die Gerichte und in militärischen Dingen berät ihn der oberste Kriegsrat. „Das „japanische Reich stellt somit eine eigene Form autoritärer Führung von Volk und Staat durch den Tennō dar" (S. 32).

K. führt uns in die Grundlagen der japanischen Staatsverfassung ein und setzt sich mit den Lehrmeinungen marxistisch orientierter Staatsrechtslehrer auseinander, die in Verkennung des wahren Wesens des japanischen Staates diesem den Stempel einer konstitutionellen Monarchie westlicher Prägung aufzudrükken versuchten. Der Verf. liefert hiermit einen Beitrag für das Verständnis der mit Deutschland befreundeten fernöstlichen Großmacht. Wer sich an Hand seiner Schrift mit dem Wesen der japanischen Staatsführung vertraut macht, wird auch besser begreifen, warum es Japan möglich war, seinen Kampf um die Neuordnung Ostasiens bisher so erfolgreich zu führen.

Afrikanistik.

Meinhof, Carl u. a.: **Afrika.** Beiträge zur Völker- und Wirtschaftskunde. Carl Meinhof: Europäer und Afrikaner; Albert von Mühlenfels: Wirtschaftspolitik im tropischen Afrika; Curt Eisfeld: Neuzeitliche Bankprobleme in Afrika; Eduard Reichenow: Wirtschaftliche Bedeutung tropischer Viehseuchen in Afrika; August Klingenheben: Die Poesie der afrikanischen Völker. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt [1938]. (91 S.) gr. 8° = Vorträge der 2. Auslandswoche 1938 der Hansischen Universität. RM 2 —. Bespr. von J. Lukas, Hamburg.

Im Verlauf der Propaganda, die das neuerstarkte Dritte Reich für die Kolonialfrage und ihre Verankerung in breiteren Volksschichten unternimmt, hat sich die Hansische Universität als berufene Vertreterin kolonialer Interessen und als die Hüterin einer langen kolonialen Tradition entschlossen, hervorragenden Vertretern der Wissenschaft in sogenannten Auslandswochen Gelegenheit zu geben, aufklärende Vorträge über koloniale Fragen zu halten.

Ein wie großes Interesse diesen Vorträgen von seiten der hamburgischen Öffentlichkeit entgegengebracht wurde, zeigte der starke Besuch der angekündigten Veranstaltungen.

Auf der zweiten Auslandswoche, die 1938 von der Hansischen Universität abgehalten wurde, sind einige so ausgezeichnete Beiträge gegeben worden, daß die genannte Universität sich entschlossen hat, sie in einer kleinen Broschüre herauszugeben. In diesen Beiträgen zur Völker- und Wirtschaftskunde Afrikas schreibt der Altmeister der Afrikanistik Carl Meinhof über das Thema „Europäer und Afrikaner", Albert v. Mühlenfels über „Wirtschaftspolitik im tropischen Afrika", Curt Eisfeld über „Neuzeitliche Bankprobleme", Eduard Reichenow über „Wirtschaftliche Bedeutung tropischer Viehseuchen" und August Klingenheben über „Die Poesie der afrikanischen Völker".

Diese Broschüre, die von den namhaftesten Vertretern kolonialer Wissenschaften zusammengetragen worden ist, verdient, einem weiten kolonial interessierten Kreis zugeführt zu werden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Africa. Journal of the International Institute of African Languages and Cultures 11 1938:
4 (October) 389—411 R. F. A. Hoernlé, Native Education at the Cross-Roads in South Africa (kritische Besprechung sich widerstreitender Tendenzen und Ansichten über Eingeborenenerziehung in Südafrika). — 412—27 R. de Z. Hall, The Study of Native Court Records as a Method of Ethnological Inquiry (schlägt Auswertung der Protokolle von Eingeborenen-Gerichten für die ethnologische Forschung vor). — 428—58 W. Fogg, A Tribal Market in the Spanish Zone of Morocco (bezieht sich auf Sōq t-tnîn dSîdi l-Yemáni bei Azila, einen der wichtigsten der 109 Eingeborenen-Märkte des spanischen Protektorats; mit verschiedenen Kartenskizzen und Plänen sowie einer Zusammenstellung von 123 Bezeichnungen zum Marktbetrieb gehörender Personen, Einrichtungen usw.). — 459—81 Fr. S. Santandrea, Evil and Witchcraft among the Ndogo Group of Tribes (Bahr el Ghazal). — 482—92 P. Knops, L'enfant chez les Sénoufos de la Côte d'Ivoire (enthält auch einige Fabeln der Sénoufo) — Notes and News (N. De Cleene, L'étude de la sorcellerie. — Two West African Authors. — Hausa Orthography). — *H. P. J. Renaud und G. S. Colin, Tuḥfat al-Aḥbab (H. Labouret). — Beiheft: M. Fortes, Social and Psychological Aspects of Education in Taleland (64 S.; Hinterland der Goldküste).

12 1939:
1 (January) 1—11 R. Coupland, The Hailey Survey (weist auf das kürzlich erschienene wichtige Werk von Lord Hailey hin: An African Survey, a Study of Problems arising in Africa South of the Sahara). — 12—26 D. Westermann, The Study of African Languages (skizziert die bisherigen Ergebnisse und die Aufgaben der afrikanischen Linguistik, besonders auch im Hinblick auf die Gruppierung der afrikanischen Sprachen). — 27—48 B. Malinowski, The Present State of Studies in Culture Contact (setzt sich mit M. J. Herskovitz, Acculturation: The Study of Culture Contact, New York 1938, auseinander). — 49—73 L. James, The Kenya Masai (Probleme der Viehhaltung im Masai-Reservat). — 74—86 C. Estermann, Coutumes des Mbali du sud d'Angola („zivilisierte" Eingeborene, Abkömmlinge von Sklaven und Pflanzungsarbeitern). — 87—95 Annual Report, The Work of the Institute in 1938. — Notes and News (R. Thurnwald, Second International Congress of Anthropological and Ethnological Sciences. — Le congrès 'Volta'. — M. Kelly, Conference on African Drama). — *J. Kenyatta, Facing Mount Kenya, the Tribal Life of the Gikuyu (A. R. Barlow). — *J. P. Crazzolara, A Study of the Acooli Language (A. N. Tucker). — Beiheft: G. Wagner, The Changing Family among the Bantu Kavirondo (Feststellungen an 2 Kavirondo-Stämmen im westlichen Teil von Kenya; 52 S., 4 Bildtafeln).
2 (April) 129—62 D. Forde, Government in Umor, A Study of Social Change and Problems of Indirect Rule in a Nigerian Village Community (mit 7 Abb.; bespricht u. a. das Problem des Nebeneinanders vater- und mutterrechtlicher Einrichtungen). — 163—88 C. Leubuscher, Marketing Schemes for Native-grown Produce in African Territories (Maßnahmen in Nigeria, auf der Goldküste, in Uganda und Tanganyika). — 189—216 E. E. Evans-Pritchard, Nuer Time-Reckoning (unterscheidet „oecological time", bedingt durch die Gegebenheiten der Natur, und „structural time", beruhend auf den sozialen Beziehungen der Nuer). — 217—32 P. von Werder, Staatstypus und Verwandtschaftssystem („klassifikatorisches" und „deskriptives" Verwandtschaftssystem, erläutert an Beispielen aus Afrika, Ozeanien und Amerika). — 233—8 A. G. Ogilvie, 'Science in Africa' by E. B. Worthington, A Review (Ergänzung zu Lord Hailey's African Survey; regt Zusammenarbeit der Naturwissenschaften in weitestem Sinne in Afrika an). — Notes and News (N. De Cleene, Medical Assistance of the Belgian Congo; the Work of the 'Foréami'. — M. Fortes, The Sherbro of Sierra Leone. — M. D. W. Jeffreys, Economic Conditions in the Cameroons). — *A. Schaeffner, Origine des instruments de musique; introduction ethnographique à l'histoire de la musique instrumentale (P. R. Kirby). A. Klingenheben.

Aegyptus 18 1938:
1—2 3—28 G. W. Reinmuth, The Prefectural Edict I. — The Praescriptio (Über die Eingangsformeln der Verwaltungsanordnungen der römischen Praefecti Aegypti). — 29—148 Paola Barison, Ricerche sui monasteri dell'Egitto bizantino ed arabo secondo i documenti dei papiri greci (Vollständige Materialsammlung).
3—4 197—233 Walter F. Snyder, 'Ημέραι Σεβαστaί (Zur römisch-ägyptischen Chronologie: was waren die dies Augusti). — 234—43 Arthur Stein, 'Επανορθωτής (Über das Auftreten des Correctoren-Amtes in Ägypten). — 244—78 Aristide Calderini, Censimento topografico delle banche dell'Egitto greco-romano (Vollständiges topographisches Register der in den Papyri des ptolemäischen und römischen Ägyptens erwähnten Banken). — 285—318 Evaristo Breccia u. Sergio Donadoni, Le prime ricerche italiane ad Antinoe (Ausgrabungen in der Nekropole, insbesondere des Grabes einer Theodosia mit reichen Funden, 15 Abb.). — 319—32 Orsolina Montevecchi, Roma e l'Egitto (Vortrag). A. Ehrhardt.

19 1939:
1—2 11—53 O. Montevecchi, Ricerche di sociologia sui documenti dell'Egitto Greco-Romano (betr. Sklaven und Haustiere). — 59—76 H. Zilliacus, Neue Ptolemäertexte zum Korntransport und Saatdarlehen (wichtig namentlich für den Korntransport). — 77—88 A. L. Ballini, Osservazioni giuridiche a recenti indagini papirologiche sui monasteri Egiziani (ergänzt den Aufsatz von P. Barison Aeg. 18, 29 ff. nach der Jurist. Seite). — *113/4 W. B. Emery, The Royal Tombs of Ballana and Qustul (R. Paribeni). — *114/5 K. Michalowski u. a., Fouilles Franco-Polonaises. Tell Edfou (A. Calderini). — *122/3 The Mastaba of Mereruka. Univ. of Chicago Or. Inst. Publ. (F. Z.). — *123/4 G. Jéquier, Le Monument funéraire de Pepi II. (F. Z.). — *127/8 A. Alföldi, A festival of Isis in Rome under the Christian Emperors of the IV. Century (M. C. M.). W. Schubart.

Al-Machriq 34 1936:
1 1—32, 527—54 H. Lammens, Die Aḥābīš und die militärische Organisation Mekkas im Jahrhundert der Hidschra (erweiterte Bearbeitung des Aufsatzes Les Aḥābīš et l'organisation militaire de la Mecque au siècle de l'hégire, Journal Asiatique Nov. 1916, 452—82). — 36—66, 211—34, 361—94, 497—526 Isḥāq Armale, Die Melkiten, ihr Patriarchat in Antiochia, ihre Sprache und Liturgie (mit Listen der Patriarchen, jeweils mit biographischen und geschichtlichen Angaben). — 67—75 F. E. Bustānī, Die Persönlichkeit Aḥmad Šauqī's (Einleitung zu der Studie von Eduard Ḥunain Machriq 33, 1935, Šauqī als Dichter der ganzen Menschheit usw.). — 76—83 F. Mayence, Die Ausgrabungen in Afamia (Vortrag über die Ausgrabungen 1934—35 von ihrem Leiter, als Fortsetzung der Berichte über 1930—32 in Machriq 29—31). — 84—93 Gabrā'īl Ġabbūr, Der Stammbaum des 'Omar ibn Abī Rabī'a (mit Tafel. Vorabdruck aus seinem Buch Das Leben des 'Omar ibn Abī Rabī'a, vgl. Machriq 33, 45—57). — 94—103 Ch. Corm, Die Stimme des Libanon auf dem Mittelmeerkongreß (in Monaco 31. 10. — 2. 11. 35. Vgl. Machriq 33, 381—93). — 104—11 A. Rustum und F. E. Bustānī, Eine Geschichte Faḫraddīn's II. (verfaßt von Aḥmad al-Ḫālidī aṣ-Ṣafadī. Teilabdruck aus der Vorrede der Ausgabe des Werks). — 136f. *Erman, Die Religion der Ägypter (S. R.). — 141f. *Paret, Zur Frauenfrage in der arabisch-islamischen Welt (H. L.). — 142—6 *Averroes, La Bidaya trad. par A. Laimeche (H. F.). — 147f. *Bazantay, La pénétration de l'enseignement dans le sandjak autonome d'Alexandrette (F. E. B.). — 149 *Vilencik, Zur Genesis der arabischen Zweisprachigkeit (H. L.).
2 161—208 J. Sauvaget, Überblick über die Geschichte von Damaskus vom Altertum bis zur neuen Zeit (3 Vorlesungen am Pariser Institut des Études Islamiques, ohne die Anmerkungen). — 235—68 F. E. Bustānī, Ruṣāfat Hiśām und Raqqat ar-Raśīd (ein Ausflug in die nordsyrische Wüste mit geschichtlichen Rückblicken und neuen Abbildungen). — 269—76 Abbé Louis Khalīl, Das Diatessaron (Besprechung der Ausgabe des arabischen Textes von A. S. Marmardji, Beyrouth 1935, mit kritischen Anmerkungen). — 278—84 N. S. ad-Daḥdāḥ, Zur Verteilung der Steuern im Libanon unter Baśīr II. (zu

Machriq 33, 321ff.). — 292 *Watzinger, Denkmäler Palästinas (S. R.). — 293f. *Schacht, G. Bergsträssers Grundzüge des islamischen Rechts (G. L.). — 295—300 *Sari Mehmed Pasha, The Book of Counsel for Vizirs and Governors ed. Wright (F. Tautel). — 308—11 *'Abdarrazzāq al-Ḥasanī, Tārīḫ al-wizārāt al-'irāqīya (F. T.).

3 321—44 Paulus Peeters, Der Einfluß des antiken Mönchslebens auf die Annäherung zwischen den östlichen Kirchen und Völkern (Eröffnungsvortrag des Instituts für orientalische Literaturen). — 345—50 Sa'īd 'Aql, Baalbek (Gedicht, übersetzt nach La Montagne Inspirée von dem französisch schreibenden Syrer Charles Corm, vgl. Machriq 33, 381—93). — 351—60 F. E. Bustānī, Al-Mutanabbi und die reine Dichtung (Ansprache bei der 1000-Jahrfeier der Arabischen Akademie in Damaskus 23.—29. 7. 36. Vgl. Machriq 33, 289—97). — 395—414 F. Tautel, Die Ausstellung in Damaskus 1936 (Handwerk, Landwirtschaft, Altertümer u. a.). — 415—42 Paulus Mas'ad, Das Maronitische Konzil von 1580 (Textausgabe nach einer lateinischen und der in Rom neuentdeckten originalen Karšūnī-Handschrift). — 443—7 *Pérès, Nāṣīf al-Yāziǧī et Fāris aš-Šidyāq (F. E. B.). — 457 *Sykes, Waßmuß (G. L.). — 463f. *Muḫtār rasā'il Ǧābir ibn Ḥayyān ed. Kraus (F. E. B.). — 464f. *Dā'irat al-ma'ārif al-islāmīya II, 3—7 (F. E. B.). — 465—8 *'Abdarrazzāq al-Ḥasanī, Ta'rīf aš-šī'a u. a. (F. E. B.). — 471f. *Aḥmad Šauqī, Aš-Šauqīyāt III (F. E. B.).

4 481—96 G. Wiet, Die Ästhetik der islamischen Kunst (Vorlesung am Institut für orientalische Literaturen, mit Abbildungen). — 555—74 Naǧīb Salīm ad-Daḥdāḥ, Der Groß-Libanon in der Geschichte (Überblick über die Geschichte von Beirut, Baalbek, Saida und Tripolis seit der osmanischen Eroberung, um die Bestrebungen zum Anschluß an Syrien abzulehnen). — 575—99 R. Blachère, Kritik an den Kritikern des Mutanabbi (Übersetzung des Abschnittes II, 4 seines Buches Un poète arabe du IVe siècle de l'Hégire, Paris 1935). — 601—4 P. M., Michel Casiri (1710—94, Herausgeber der Bibliotheca arabico-hispana). — 612f. *J. de Monicault, Le port de Beyrouth (G. L.). — 626—8 *Paulus as-Sem'ānī, Tārīḫ al-ādāb as-suryānīya 1—4 (A. A.). — 629—32 *'Abdallāh ibn al-Murtaḍā, Kitāb al-falak ad-dawwār fī samā' al-a'imma al-aṭhār (F. T.). — 633f. *'Abbās al-'Azāwī, Tārīḫ al-'Irāq bain iḥtilālain (F. T.).

35 1937:

1 1—7 Redaktion, Der Pater Sébastien Ronzevalle 1865—1937 (Nachruf, Lebenslauf und Bibliographie der wichtigeren Arbeiten im Machriq). — 8—12 Ḥabīballāh al-Maqdisī, Die Geschichte von Alexander dem Großen und der Koran (einige auffällige Parallelen zwischen dem Bericht bei Pseudo-Kallisthenes und der Sure 18, Vers 59, 83, 89, 95). — 13—40, 177—228, 339—90, 491—525 Ḥabīb Zayyāt, Notizen und Auszüge aus orientalischen Handschriften (Bittschrift der Christen, die Auferstehungskirche reparieren zu dürfen 858/1454; die Stadtteile von Damaskus bei Ibn Ṭūlūn 1475—1546; sufisches Sündenbekenntnis bei Ša'rāwī 955 h.; die Sekten in Bagdad im 4. Jh. h.; über Ibn Kabar; Maqrīzī's Muqaffā; Mīḫā'īl Barīk; Ibn al-Furāt; Mosaikarbeiten der melkitischen Griechen; die Mutter Ḫālid al-Qasrī's und andere christliche Mütter von Muslimen; das Kloster Dair Quzmān nördlich von Aleppo; das Kloster Dair Ḥanainā bei Damaskus; ein Kochbuch des Ibn al-Mubarrad st. 909/1503; sein Kitāb al-ḥisba über den muḥtasib und die Handwerke; Bankiers im Islam; Papiergeld; Kitāb adab al-wuzarā von Aḥmad ibn Ǧa'far ibn Šāḏān, Leidener Hs. von 708/1308, reicht bis zum Kalifen Nāṣir 1180—1225; Tanūḫī's Niśwār al-muḥāḍara). — 41—52 Sa'īd 'Aql, Moderne Tendenzen in der arabischen Literatur: die Bühne. — 53—68 Yūsuf Ġaṣṣūb, Moderne Tendenzen in der arabischen Literatur: die Poesie. — 69—96, 264—86 H. Lammens, Die Christen in Mekka kurz vor der Hidschra (Neubearbeitung des französischen Aufsatzes Les chrétiens à la Mecque à la veille de l'hégire im Bulletin de l'Institut Français d'Archéologie Orientale 1918). — 97—106 P. René Mouterde, Die christliche Kunst in Syrien und die Kunst der Omayyaden (erweiterte Besprechung von L'ancien art chrétien de Syrie von J. Strzygowski, Paris 1936). — 107—20 F. E. Bustānī, Zum Verständnis der Literatur (Definition des Wortes adab usw., Fortsetzung der Arbeit Machriq 27, 1929). — 142—4 *Nāṣīf al-Yāziǧī, Risāla ta'rīḫīyya fī aḥwāl Lubnān fī 'ahd al-iqṭā'i ed. Qusṭanṭīn al-Bāśā al-Muḫlisī 1936 (N. D.). — 145f. *Wadī' al-Bustānī, Al-intidāb al-filasṭīnī bāṭil wa-muḥāl (F. E. B.). — 148—50 *Dā'irat al-ma'ārif al-islāmīya II, 8—10 (F. E. B.). — 152f. *Maḥmūd Taimūr, Aś-śaiḫ 'Afā'ullāh (F. T.).

2 161—76 Ferd. Tautel, Der Pater Henri Lammens (1. 7. 62—23. 4. 37, Nachruf mit Überblick über seine Hauptarbeiten und seine Methode, unter Berücksichtigung von Beckers Aufsatz im Islam 4, 263). — 229—38 Buṭrus Rūfā'īl, Die Rolle der Maroniten bei der Wiederherstellung der orientalischen Kirchen (Erwiderung auf eine Kritik des Paters Phil. Nab'a al-Paulusī in al-Masarra 1937). — 239—43 Anṭōn Ṣālḥānī, Über eine neuentdeckte Teheraner Handschrift des Diwans von al-Aḫṭal (aus dem Jahre 499/1105, sie wurde von Kračkovski entdeckt). — 244—55 Sergius Ǧebīliof, War Christus ein Zimmermann? (Aus dem Russischen übersetzt. Der Ausdruck τέκτων im Evangelium beweist nicht, daß Christus von Beruf Zimmermann war, das bleibt vielmehr unsicher.) — 256—63 Louis al-Ḫāzin, Faḫraddīn II. und seine Beziehungen zu den abendländischen Mächten (Kritik an dem Buch Fakhr ad Din II, Principe del Libano, e la Corte di Toscana von Paulus Qar'alī, Roma 1936. Erwiderung darauf 526—34). —293—6 *Rabbath, Unité syrienne et devenir arabe (N. D.). — 299 *Christensen, L'Iran sous les Sassanides (R. M.). — 308f. *'Īsā as-Safarī, Filasṭīn al-'arabīya bain al-intidāb waṣ-ṣahyūnīya (F. E. B.).

3 321—38 Amīr Maurice Šihāb, Römische Sitten und Gewohnheiten (Bäder, Gastmähler, Theater, Zirkus; mit Abbildungen). — 391—400 Sa'īd 'Aql, Über die Gedichte des Yūsuf Ġaṣṣūb (al-qafaṣ al-maḥǧūr, al-'ausaǧa al-multahiba, ǧamāl). — 401—32, 535—60, Bd. 36: 108—22, 225—58, 472—98 F. Tautel, Das Tagebuch des Na'ūm Baḫḫāš über die Ereignisse in Aleppo 1855—65 (auszugsweise veröffentlicht nach der einzigen unvollständigen Handschrift). — 443f. *Edde, Géographie de la Syrie et du Liban (N. D.). — 447f. Qar'alī, Faḫraddīn II. (N. D.). — 452f. *Kitāb al fiqh 'alā l-maḏāhib al-arba'a I—III (N. N.).

4 465—74 René Mouterde, Der Jupiter von Baalbek nach den Forschungen des Paters Sébastien Ronzevalle. — 475—90 Asad Rustum, Eine neue Seite der Geschichte des syrischen Aufstandes von 1834—38 (neue Quellen aus dem Archiv des 'Ābdīn-Palastes in Cairo). — 561—78 Mīlād Rizqallāh, Aus der neueren Geschichte des Libanon (über Sem'ān al-Labakī und seinen Sohn Ġaṭṭās, geboren 2. 3. 1848). — 587f. *'Azīz al-Marāġī, La législation du travail en Égypte (B. M.). — 590f. *Hassan Sotou-

deh, L'évolution économique de l'Iran et ses problèmes (B. M.).

36 1938:

1 1—17 H. Lammens, Der Steinkult bei den vorislamischen Arabern (Neubearbeitung des französischen Aufsatzes Le culte des bétyles et les processions religieuses chez les Arabes préislamites in dem Bulletin de l'Institut Français d'Archéologie Orientale 17, 1919). — 18—70, 149—96, 459—71 Habīb Zayyāt, Notizen und Auszüge aus orientalischen Handschriften (Geschichten von den Toren von Homṣ; Sabbat in Damaskus unter den Abbasiden; fränkische Frauen als Spitzel der Ayyubiden gegen die Kreuzfahrer; der Titel Kadi unter den Mamluken; die Kirschen von Damaskus bei den Fatimiden begehrt; Aufschriften und Bilder auf Früchten; die alten Ḫān in Damaskus; die Juden unter den Abbasiden; Spielhäuser im Islam; christliche Märtyrer unter dem Islam; Puppen und Mannequins unter den Abbasiden). — 71—91 F. E. Bustānī, Die Rolle der Christen beim Aufstieg der Omayyaden (in einem Vortrag sind die Nachrichten über christliche Wegbereiter der Omayyaden zusammengestellt, nur die wichtigsten Belegstellen sind genannt). — 92—107, 197—224, 429—58 Naǵīb Ṣadaqa, Die väterliche Gewalt im islamischen Recht nach ḥanefitischer Schule (bei der Schwangerschaft, beim Stillen, bei Trennung der Gatten; Rechte der Minderjährigen, Pflichten des walī, Unterhaltspflicht u. a.). — 128f. *Baz, Essai sur la fraude à la loi en droit musulman (E. Tyan). — 139 *Zakī Muḥammad Ḥasan, Attaṣwīr fil-islām 'inda l-furs (F. E. B.). — 140f. *Manśūrāt mudīrīyat al-āṯār al-qadīma fī Baġdād (F.E. B.).

2 145—8 Redaktion, Der Pater Gabriel Levenq (Nachruf, 2. 10. 1868 — 22. 4. 1938). — 268 *Berner, Studien zur arabischen Musik (M. Collangettes). — 283f. *'Abdarrazzāq al-Ḥasanī, Al-'Irāq fī daurai al-iḥtilāl wal-intidāb (F. E. B.). — 284f. *'Abbās al-'Azāwī, 'Aśā'ir al-'Irāq (F. E. B.).

3 291—418 Ḥabīb Zayyāt, Die christlichen Klöster im islamischen Gebiet (die Bezeichnungen dair, 'omr, qilliya, kirḥ, qā'im usw.; die Nonnenklöster; die Klöster als Ausflugsorte; Klosterwirtschaft: Wein, Safran u. a.; Feste und Musik; die Verdächtigungen betreffs der lailat al-māśūś; Steuern und Abgaben).

4 419—28 Daniel Schlumberger, Die Ausgrabungen des Qaṣr al-Ḥair al-Ġarbī. Eine omayyadische bādiya in der Palmyra-Ebene (60 km westlich von Palmyra, 109/727 von Hiśām gebaut, 1936—37 ausgegraben). — 499—508 F. E. Bustānī, Dichtung und Musik bei der Entstehung der Muwaśśaḥāt in Spanien. — 509—12 Jean 'Azīz, Kritische Bemerkungen zu den Afā'ī al-firdaus von Ilyās Abū Śabaka (Beirut 1938). — 513—20 Louis Ḫāzin, Über die Beziehungen der Maroniten zu Rom (zu Machriq 35, 256—63). — 529—31 *Tyan, Histoire de l'organisation judiciaire en pays d'Islam (Ibrāhīm 'Awwād).

W. Björkman.

Annales du Service des Antiquités de l'Égypte

37 1937:

1—2 R. Engelbach, Statuette of Yi from Elephantine (mit 1 Taf.; aus dem Kunsthandel, spätes MR). — 3—15 J. Capart, Rapport sommaire sur les fouilles de la Fondation Reine Élisabeth à El-Kab. — 16—24 H. Gauthier, Un curieux monument des dynasties Boubastites à Héracléopolis magna (mit 1 Taf. Kalksteinrelief mit Amun und Harsaphes, auf den Namen des Hohenpriesters und Prinzen Takelot, Sohnes Osorkons III.). — 25—38 A. Fakhry, Miscellanea (mit 3 Taf. 1. zwei neue Stelen des Tiberius aus Luxor mit Erwähnung von Herstellungsarbeiten an den dortigen Tempeln. 2. Totentempel Thutmosis III. im westlichen Theben, Nachgrabung durch Borchardt. 4—7 allerlei Einzelfunde). — 39—57 A. Fakhry, Blocs décorés provenant du temple de Louxor (Fortsetzung aus Annal. du Serv. 34/35. Fremdvölkerdarstellungen, vielleicht von einem Tempel Amenophis' II. in jüngeren Bauten wiederverwendet). — 58—70 A. Hamada, The clearance of a tomb found at Al-Fostat, 1936 (mit 7 Taf. Sammelgrab Ende der ägyptischen Spätzeit — Ptol. Zeit). — 71—8 H. Ricke, Ein Tempel mit Pfeilerumgang Thutmosis' III. und Hatschepsuts in Karnak (mit 1 Taf. Fortsetzung des Berichtes Annal. 36 S. 86f. Stationsheiligtum für die Amonsbarke vor dem Haupteingang zum Muttempel namens „Thutmosis III. geliebt von Amun auf seiner Treppe"). — 79—80 M. Raphael, Nouveau nom d'une pyramide d'un Amenemḥêt (mit 1 Taf. Kalksteinblock aus einem Grab des MR bei Heliopolis. Der Inhaber war Aufseher einer Pyramidenstadt „Seele (b_3) des Amenemhet"). — 81—4 G. Goyon, Trouvaille à Tanis de fragments appartenant à la statue de Sanousrit Ier, No. 634 du Musée du Caire (mit 3 Taf. Teile von Nase u. Bart wiederangefügt). — 85—95 L. Habachi, Une „vaste salle" d'Amenemhet III à Kiman-Farès (Fayoum. Papyrusbündelsäulen vom Suchostempel von Krokodilopolis-Schedet mit Weihinschriften des Königs). — 96—102 J.-P. Lauer, Rapport sur les restaurations effectuées en 1936—1937 dans les monuments de Zoser à Saqqarah (mit 3 Taf. ein besonders schöner Erfolg die Wiederherstellung der Papyrushalbsäulen am sog. „Maison du Nord" Taf. 1—2). — 103—15 J.-P. Lauer, Note sur divers travaux effectués à Saqqarah en 1936 et 1937 (mit 1 Taf. Leerung der letzten unterirdischen Gallerie unter der Stufenpyramide. Arbeitsbeginn am Totentempel des Onnos). — 116—24. J. Ste. Fare Garnot, La stèle de Khou-oui (mit 1 Taf. aus einer Mastaba der Herakleopolitenzeit in Edfu). — 125—8 M. Kamal, Two unpublished coffins in the Egyptian Museum (wohl aus Assiut, gewöhnlicher Typ des MR). — 129—34 Selim Bey Hassan, The great limestone stela of Amenḥotep II (mit 2 Taf. Text und Übersetzung dieser hochbedeutsamen in einem Wallfahrtsheiligtum am Sphinx in Gise errichteten Stele). — 135—42 A. Hamada, Tomb of Pawen-ḥatef at Al-Fosṭâṭ (mit 7 Taf. weiteres Spätzeitgrab im Steinbruch Baṭn el-Baqara bei Alt-Kairo, der Nekropole des ägyptischen Babylon). — 143—72 L. Keimer, Pendeloques en forme d'insectes faisant partie de colliers égyptiens (Suite et fin. mit 6 Taf. Nachträge und Nachweise zu den Aufsätzen Keimers über Insektendarstellungen Annal. 31—36). — 173—200 H. Chevrier, Rapport sur les travaux de Karnak 1936—1937 (mit 4 Taf. Aufbau des Heiligtums Sesostris' I. Allerlei Restaurierungsarbeiten). — 201—11 Ét. Drioton et J.-P. Lauer, Une inscription de Khamouas sur la face sud de la pyramide d'Ounas à Saqqarah (mit 2 Taf. interessante Nachweise über Wiederherstellungsinschriften des bekannten Prinzen und Hohenpriesters unter Ramses II. an Denkmälern der memphitischen Totenstadt). — 212—8 Z. Saad, Khazza Lawizza (mit 2 Taf. Erklärung eines in den Gräbern des Ptahhotep und Mereruka dargestellten Kinderspiels). — 219—32 Gr. Loukianoff, Les statues et les objets funéraires de Peduamenapet (mit 5 Taf. wertvolle Zusammenstellung der verstreuten Denkmäler dieses durch sein Riesengrab in Theben (Nr. 33) bekannten Vezirs aus der Spätzeit). — 233—42 M. Hamza, The statue of Meneptaḥ I found at Athar en-Nabi and the route of Piankhi from Memphis to Heliopolis

(mit 5 Taf. Funde aus der Umgebung von Alt-Kairo, dem alten ḫrj-'ḥ3 = „Babylon" der Antike). — 243—56 T. Boulos, Report on excavations carried out at Sheikh Nassir and at El-Deir near Abydos (unbedeutende Nekropolen, darunter koptischer Friedhof westlich des Klosters). H. K.

Die Antike 14 1938:

4 295—346 E. Kirsten, Die Insel Kreta in vier Jahrtausenden (Geschichte und Kultur bis zur Gegenwart). — *347—53 Altionische Plastik: E. Buschor, Altsamische Standbilder (Heidenreich) (berührt die Frage des orientalischen Einflusses auf die archaische griechische Kunst).

15 1939:

1 1—18 M. Pohlenz, Hippokrates. (Mit Ausblicken auf Oriental. Medizin). — 19—50 R. Hampe, Neue Funde aus Olympia (Gorgoneion als Schildzeichen. Kessel mit aufgesetzten Greifenköpfen. Mensch-Vogel-Mischwesen als Kesselaufsatz, ein orientalisches Stück und die griechische Nachbildung. Weiblicher Terrakottakopf, bemalt). — *89—93 Wiederaufführung altattischer Komödien in Masken (K. G. Kachler) (sehr beachtenswerter Versuch).

2 99—115 G. Calza. Die Taverne der sieben Weisen aus Ostia (unveröff. Wandbilder, Mitte des 2. Jh. n. Chr.). — 116—38 K. Deichgräber, Die Stellung des griechischen Arztes zur Natur (Überblick über die Entwicklung der griech. Heilwissenschaft). W. Schubart.

Archiv Orientální 10 1938:

3 369—74 B. Hrozný, Sur quelques rapports entre Sumer-Akkad et l'Égypte, au IVe millénaire avant J.-C. (die ägyptischen Wörter für Spelt, Bier, Ausdrücke der Bierbereitung, für Hacke, Pflug u. a. scheinen akkadischen, zum Teil sumerischen Ursprungs, ebenso wie die entsprechende Technik. Vielleicht hängt auch der Name des Gottes Thoth mit Tiâmat zusammen. Diese Tatsachen erklären sich am besten durch die Annahme, daß Semiten aus Syrien, die mit Sumero-Akkadern durchsetzt waren, längere Zeit hindurch ins Delta eindrangen). — 375—89 J. Průšek, The narrators of Buddhist scriptures and religious tales in the Sung period (sucht literarische Notizen in *Tu-ch'êng-chi-shêng* durch die Prüfung der erhaltenen ältesten Reste religiöser Erzählungen zu erläutern: 2 Gruppen von Erzählern sind zu unterscheiden, solche, die einfach buddhistische Schriften auslegend wiedergaben, und solche, die eigene Geschichten religiöser Tendenz unter dem Einfluß anderer Geschichtenerzähler neu schufen; von letzterer ist die älteste Version der Reise Hsüan Tsang's eine Probe). — 390—426 Fr. Lexa, Le développement de la langue égyptienne aux temps préhistoriques (mit Tabellen, die die prähistorische Entwicklung des Ägyptischen und seine Beziehungen zum Hamitischen und Semitischen darlegen sollen, doch mit allem Vorbehalt, daß mehr als „une certaine vraisemblance" nicht zu erreichen sei). — 427—32 E. Grumach, Kretisch-ägyptische Scheffelzeichen (Deutungsversuche, die bereits von Sundwall gemachte Beobachtungen weiterführen). — 433—6 V. Lesný, On the date of Xerxes' accession (deutet das *gāθavā ašiyava* der neuen Persepolis-Inschrift nicht im Sinne „er dankte ab", sondern „er starb"). — 437—40 B. Hrozný, La charrue en Sumer-Akkad, en Egypte et en Chine (darf aus — anscheinenden — sprachlichen Zusammenhängen geschlossen werden, daß auch die Chinesen den Pflug den Sumerern verdankten?). — 441—3 Obituary. V. Lesný, Josef Kořenský. — 444—6 Oriental Institute in Praha: Research Department. Members' meeting 3rd June 1938. — 447—67 Book reviews (vorwiegend ägyptologischen und indologischen Inhalts).

Supplement: Bulletin of the Czechoslovak Oriental Institute Prague. No. 2. August 1938 (97 S.).

11 1939:

1 1—6 B. Hrozný, L'Inscription «Hittite»-hiéroglyphique Messerschmidt, Corpus Inscr. hett. VIII (mit 2 Taf.: neue Übersetzung und Deutung des schon von Meriggi, Längste Bauinschriften, S. 32ff. behandelten Textes auf Grund neuer Kollationierung). — 7—34 K. Menges, Einige Bemerkungen zur vergleichenden Grammatik des Türkmenischen (auf Grund der Dialektstudien von A. P. Pocelujevskij mit zum Teil weittragenden Schlüssen auf die Entwicklung der Türksprachen überhaupt). — 35—46 J. Lewy, The Assyrian Calendar (über das Wesen des altassyrischen Kalenders — Parallele zum babylonischen — etymologische Deutung der Monatsnamen). — 47—65 T. von Margwelaschwili, Über georgische Königsdynastien (mehr populäre Mitteilung über Dynastien und einzelne Herrscher aus georgischen Quellen). — 66—83 J. Krámský, A Study in the Phonology of Modern Persian (erstmalige, lehrreiche Untersuchung des Neupersischen vom Standpunkt der Phonemenlehre). — 84—90 G. Bonfante, Civilisation indo-européenne et civilisation hittite (reiht die Hethiter nach kulturellen Gesichtspunkten in die Schichten ein, die er bisher bei den Indogermanen feststellen zu müssen glaubte: sie gehen in rechtlicher Hinsicht mit den anderen Indogermanen zusammen gegenüber den Lateinern, die bei ihrer Absonderung primitivere Zustände mitnahmen, sich also am frühesten trennten; andererseits gehören sie (Wahlkönigtum; Fehlen des Streitwagens) zu dem zentralen Typ der indogermanischen Zivilisation im Unterschied von dem der Randvölker: Kelten, (Lateiner,) Arier). — 91—132 J. Průšek, Researches into the Beginnings of the Chinese Popular Novel. Part I Story-telling in the Sung period (Entwicklung und Stand der Forschung; die Anfänge der volkstümlichen Erzählungskunst). — 133—9 J. Rypka, Hommage à Bedřich Hrozný, à l'occasion du soixantième anniversaire de sa naissance (schöne, persönlich getönte Würdigung des Jubilars). — 140—54 V. Čihař, Bibliographie des travaux scientifiques de M. Bedřich Hrozný. — 155—65 J. Rypka, Albert Wesselski (1871—1939 mit 1 Porträt: warmer lebensvoller Nachruf mit einem — von Frau M. Wesselski zusammengestellten — Schriftenverzeichnis). — 169—99 Book Reviews. R. H.

Archiv für Religionswissenschaft 35 1938:

3/4 Beiträge zur Religionswissenschaft der religionswissenschaftlichen Gesellschaft zu Stockholm. 329—87 Nyberg, Studien zum Religionskampf im Alten Testament (ein Gott 'Al, den Nyberg in seinen Studien zum Hoseabuch im Alten Testament nachgewiesen hatte, steckt auch in verschiedenen Personennamen namentlich aus altbabylonischer und altassyrischer Zeit und war (als 'El 'Eljon) der Landesgott Palästinas, den David in Jerusalem neben dem Stammesgott Jahwe verehrte. So erklärt sich auch gen. 14 und II. Sam. 23, 1ff. Eine Fortsetzung soll folgen). Carl Clemen.

Mit einer Prospektbeilage des Verlags Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries, GmbH in Leipzig
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.